Archäologisches aus dem Oberaargau

Autor(en): **Wiedmer-Stern, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern**

Band (Jahr): **17 (1903-1904)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-370857

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Archäologisches aus dem Oberaargau.

Von *J. Wiedmer-Stern.*

Einleitung.

Es könnte eigentlich müssig erscheinen, einer kurzen und trockenen Abhandlung ein Vorwort vorauszuschicken, wenn dieses Vorwort nicht zugleich ein Appell an die Mitglieder des historischen Vereins wäre.

Der Verfasser hat auf seinen archäologischen Wanderungen mancherlei Erfahrung gesammelt, die nicht bloss immer der Bereicherung statistischer Notizen, sondern der Sache selbst gelten und die er nutzbar machen möchte.

Wie oft kommt es vor, dass zufällig in Wald und Feld unscheinbare Dinge gefunden, einige Zeit aufbewahrt und dann wieder verloren oder vernichtet werden, ohne dass jemals auch nur eine Kunde davon an den Statistiker gelangt wäre. Durch blosse Interessierung geeigneter Persönlichkeiten könnten jährlich eine Menge solcher Dinge für die gegebene Zentralstelle, das historische Museum, gerettet werden. Aber trotz gutgemeinter Zirkulare kümmern sich die „Bildungsträger“ im Lande herum furchtbar wenig um derlei, trotzdem es eine kleine Mühe für sie wäre, dem Museum von den Funden Kenntnis zu geben, die meist am Wirtstisch (wo jene Herren ja auch mitunter zu treffen sind), erörtert werden. Hier muss die persönliche Initiative eben eingreifen.

Ein fast noch grösseres Übel, als dieses Unterlassen, sind auf der andern Seite Ausgrabungen, die den einzigen Zweck haben, „etwas zu entdecken“. Man lasse ja die wenigen noch übrigen Grabhügel einstweilen in Ruhe, soweit sie nicht ohnehin der Bodenkultur weichen müssen. In diesem Fall sollen aber die berufenen Organe die Abtragung vornehmen und nicht der erste beste Private, der viel Eifer und keine Sachkenntnis hat. Denn statt der

erwarteten Lorbeeren würden ihm, wenn auch vielleicht nur im stillen, Vorwürfe zuteil; er kann mit dem besten Willen nicht auf Umstände Rücksicht nehmen, die wichtig sind, aber seiner Kenntnis sich entziehen.

Die nächstliegende Aufgabe der Altertumsfreunde ist heute nicht wahllose Aufspeicherung neuen Materiales mit ungenauen oder gar keinen Fundberichten, sondern die Mithülfe bei der Sichtung der vorhandenen gewaltigen Bestände, wie sie die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts angehäuft hat und deren genaue Registrierung nur zu einem kleinen Teil durchgeführt ist, vielleicht auch nie mehr ganz nachgeholt werden kann, denn der Zeugen, die z. B. die reichen Ernten aus dem Gebiete der Juragewässer einbringen halfen, sind nur noch wenige, und zum Niederschreiben der Fundumstände nahm man sich damals zumeist nicht Zeit. So gilt es vorerst, an Nachrichten noch zu retten, was zu retten ist; unterdessen werden möglicherweise unsere tätigen nordischen Nachbarn besonders der Grabhügelforschung neue Wege weisen und wir dürfen dann froh sein, wenn noch da und dort in unsern Wäldern ein Tumulus der systemlosen Beutegier entronnen ist.

Ich unterliess es, mittelalterliche Urkundenhinweise einzuflechten, da dies im „Oberaargau“ von Professor W. F. v. Mülinen in erschöpfender Weise geschehen ist.

Zum Schlusse sei noch allen gedankt, welche die Zusammenstellung der vorstehenden Arbeit (und deren Fortsetzung über die andern Kantonsteile) durch freundliche Mitteilungen unterstützten.

Wengen ob Lauterbrunnen, im April 1904.

Der Verfasser.

Archäologisches aus dem Oberaargau.

Von *J. Wiedmer-Stern.*

Unbeschadet der Oberhoheit des freundeidgenössischen Standes Solothurn darf der hart an der bernischen Grenze gelegene Pfahlbau von Burgäschi zweifellos auch in die vorliegende Abhandlung über Archäologisches aus dem Oberaargau einbezogen werden, einmal weil zwei noch nicht untersuchte neolithische Stationen am bernischen Ufer desselben kleinen Sees von Burgäschi liegen und anderseits, weil ein Teil der Funde aus der nun zum grössten Teil ausgegrabenen Nordwestansiedlung im Museum von Bern liegt. Dem Alter die Ehre gebend, stelle ich somit an die Spitze der vorliegenden Arbeit

den Pfahlbau von Burgäschi.

Derselbe liegt am Nordwestufer des kleinen, in einem stumpfen Winkel zwischen den Dörfern Aeschi (Solothurn) und Seeberg (Bern) liegenden Sees in stark grundwasserhaltigem Torfgebiet. Die mannigfaltigen Veränderungen, welche das immerfort fressende Wasser besonders an dieser Uferseite vollzogen hat, lassen einen bestimmten Schluss auf die einstmalige Ausdehnung der Ansiedlung nicht zu, doch dürfen wir nach den Fundstücken, wie auch nach der topographischen Lage überhaupt annehmen, dass es sich nur um eine kleine Inlandstation gehandelt hat.

Die erste Kunde von Feuersteinfunden auf dem Ansiedlungsterrain stammt aus den verflossenen fünfziger Jahren. Ein aufmerksamer Jäger sammelte damals auf

den Mäusehaufen einige Silexfragmente und kleine Scherben. Solche Zufallsfunde wiederholten sich später und kamen zur Kenntnis von Pfarrer Heuer in Burgdorf, der, angeregt durch die Untersuchungen Dr. Uhlmanns in Münchenbuchsee den Plan fasste, den Pfahlbau auszugraben. Unterm 11. Februar 1878 schreibt er in einem Brief an Uhlmann darüber:

. . . . „Vor Allem fehlt uns ein genauer Plan und systematische Ausbeutung. Freilich sind wir nicht daran schuld. In der Schule sehr beschäftigt, konnten wir nur von Zeit zu Zeit hingehen, um unserer Arbeit obzuliegen; ferner ist jenes Gebiet Torflager und wird nicht gerne zu Grabungen hergegeben, und endlich fehlte uns das Geld, um grosse Untersuchungen machen zu dürfen. . . . Wir gedachten, einen Bericht darüber unserm Osterprogramm beizulegen, allein im letzten Moment sind wir davon abgekommen, da die Sache doch im ganzen noch nicht vorbereitet genug ist. . . .“

Den Vorläufer dieses Berichtes hatte schon das Osterprogramm von 1877 gebracht, die eigentliche Abhandlung erschien dann in jenem von 1879.

Der Mangel eines systematischen Vorgehens, welchen schon Pfarrer Heuer in dem erwähnten Briefe beklagt, ist allerdings in hohem Grade vorhanden. Heuer kam von Zeit zu Zeit mit einer Abteilung des Gymnasiums nach Burgäschi, zog Graben kreuz und quer auf gut Glück hin durch eine freiliegende Parzelle und es lässt sich ausrechnen, wie viele unscheinbare oder kleine Artefakte dem Eifer und der Unkenntnis der jugendlichen Archäologen entgingen. Heuer war eben durch die in seinem Briefe angeführten Umstände mehr oder weniger auf Raubbau angewiesen. Trotz alledem bewahrt der Rittersaal Burgdorf eine schöne Ausbeute von jener ersten Grabung auf, Steinbeile, worunter ein Euphotid aus dem Rhonegletscher-

geschiebe, Silices (Pfeilspitzen mit konkaver Basis und Asphaltspuren, eine andere mit unregelmässigem Dorn, Sägen, Schaber und schöne Lamellen). Auch ein grösseres Stück Bergkristall, allseitig zugeschlagen, liegt vor. Ein Sandsteinfragment ist durchbohrt; die Oeffnung verengt sich nach der Mitte, so dass zweifellos das Stück zum Rundschleifen von Knochenpfriemen etc. Verwendung fand. Ebenfalls aus Sandstein ist das Bruchstück eines primitiven Mondhornes (?).

Besonders reich war die Ausbeute an Knochenartefakten, unter denen zwei Hecheln, die eine aus einem Hirschmetatarsus gefertigt, Erwähnung verdienen. Einige hölzerne Handhaben und spärliche Keramik schliessen die Reihe der eigentlichen Artefakte ab.

Über zwanzig Jahre hatte nun der Pfahlbau, einige kleine Schürfereien abgerechnet, Ruhe. Die, jedenfalls nicht bedeutenden, Resultate dieser nicht registrierten Nachgrabungen durch Schachte sind in alle Winde verweht mit Ausnahme zweier guter Stücke. Das eine ist ein hübscher, kleiner Spinnwirtel (Sammlung Affolter, Oeschberg) das andere ein hübscher Nephritkeil, der in die Hände des Verfassers und nachher an das bernische historische Museum gelangte.

Im Frühjahr 1902 wurden die Verhandlungen zwischen den beiden Museen von Bern und Solothurn bezüglich einer gemeinsamen Untersuchung des Pfahlbaues von Burgäschi wieder aufgenommen. Es war dies ein alter Programmpunkt Fellenbergs gewesen, doch hatten früher gepflogene Präliminarien zu keinem Resultat geführt. Diesmal war die Stimmung der solothurnischen Museumsbehörde dem Projekt günstig und am 4. August 1902 begann die Ausgrabung.

15 Meter landeinwärts vom Ufer wurde der erste Graben am Rande des Erlengehölzes angesetzt und in

gerader Richtung nach dem See hin weitergeführt. Nach Abräumung der dünnen Humusschicht ragten bereits die Spitzen einiger Pfähle aus der Kulturschicht. Bald kamen auch die ersten Scherben, Feuersteinsplitter, Knochen etc. Je weiter seewärts der Graben fortschritt, desto reichlicher wurden die Knochenfunde und es hatte stellenweise den Anschein, als seien dieselben zu einer eigentlichen Schicht vereinigt.

Parallel dem ersten wurden nun im weitern Verlauf der Ausgrabung Graben an Graben gezogen und unverdrossen bei recht lebhaftem Witterungswechsel der Aushub mit aller Gründlichkeit untersucht, damit auch der kleinste Gegenstand nicht entgehe. Sämereien, sowie alles, was sich irgendwie als Artefakt erwies, wurde geborgen und nach vierwöchentlicher Arbeit war das diesmalige Pensum erledigt. Die Ausbeute war eine sehr reiche.

Die Silexstücke zählen nach tausenden; hervorzuheben sind darunter: Lanzenspitzen, zierliche, sorgfältig zugeschlagene Pfeilspitzen mit gerader und konkaver Basis, Messer, Sägen, Schaber und Schlagsteine; Splitter und Nuclei waren in grosser Zahl vorhanden; zwei Nester der ersteren verrieten Verarbeitungsstellen. Nach Farbe fand sich grauweisser, grauer, schwärzlicher und, in wenigen fertigen Artefakten, tiefgelber und rötlicher Feuerstein.

Hauptstücke unter den Silexfunden sind zwei Sägen, die mit Asphalt in der wohlerhaltenen, zierlichen Holzhandhabe befestigt sind, eine Pfeilspitze, die in gleicher Weise auf den obern Teil des Pfeilschaftes gepicht ist, und eine Lamelle mit Asphaltfassung.

Von Bergkristall fanden sich mehrere Stücke, darunter eine sehr hübsche Lamelle.

In der langen Reihe der Steinbeile und Keile stehen voran ein dunkler Nephrit (Solothurn) und ein Jadeit (Bern). Die Grosszahl der Beile besteht aus einem schön

maserierten tonhaltigen Kalk, der sich seiner Weichheit wegen recht schlecht für diese Verwendung eignete, weshalb auch die Schneiden der meisten Beile Brüche aufweisen. Neben diesem Hauptmaterial fanden sich auch Diorit und Serpentin.

Zahlreich vertreten sind die Sägeschnitte, unter denen ein Saussürit besondere Beachtung verdient. Jedenfalls ist dieses Stück, wie die Nephrite, von auswärts zugeschleppt worden, doch wäre es auch nicht ausgeschlossen, dass die nahe Moräne (Oenzberg) vereinzelt Saussürit führt; immerhin gelang es dem Verfasser auf zahlreichen Expeditionen nicht, ein einziges Stück zu finden.

Besonderer Beachtung scheint sich ein kleines Plättchen aus grünlichem Stein erfreut zu haben; es ist nahe am Rand durchbohrt und wurde offenbar als Schmuckstück getragen.

Dem gleichen Zweck diente ein längshalbierter Eberzahn, der an seinem breitern Ende ein rundes Loch aufweist.

Zierlich ist ein schmales Becherchen aus Hirschhorn, das in der einen Wand ein Loch zum Aufhängen (um den Hals?) hat. Analoge Stücke, nur etwas plumper in der Form, besitzt das bern. Museum aus den Pfahlbauten von Münchenbuchsee und Guévaux. Das Exemplar von Burgäschi kam nach Solothurn.

Pfriemen und Nadeln aus Knochen fehlten gleichfalls nicht, doch war hierin die Ausbeute immerhin eine ziemlich bescheidene.

Aus Holz fanden sich Keulen, Kellen, Beilfassungen, ein runder Deckel zu einem kleinen Gefäss und der untere Teil eines Näpfchens mit senkrechter Oese. Zu erwähnen wären noch einige Haken verschiedener Grösse, die aus Stamm und Ast zurecht geschnitten sind, sowie ein kleiner Trog, Netzschwimmer und ein runder Deckel. In grosser Zahl kamen vielfach gerollte Stücklein Birkenrinde vor,

die allenfalls als Handhaben (Düllen) von dünnen Pfriemen gelten können.

Das grösste Kontingent der Fundstücke stellte die Keramik und es hiess, wählerisch mit den Scherben sein, wollte man sich nicht eine Unmenge von wertlosem Ballast aufladen. Von den gröbsten Töpfen bis zu den zierlichsten kleinen Gefässen waren zahlreiche Varianten, zumeist freilich in Scherben, vertreten.

Das kleinste, ganze Gefäss ist ein glattes Schälchen von geringer Tiefe, im Umfang ungefähr einem Zweifrankenstück entsprechend, von feingeschlemmtem, hellbraunem Ton.

Etwas grösser ist ein tieferes Schälchen mit breitem, dünnem Wulst etwas unterhalb des Randes. Der Wulst hat zwei gegenüberstehende Löcherpaare, die wohl zur Aufnahme eines Fadens bestimmt waren. Das Material entspricht dem oben angeführten. Letzterer Gefässtyp war in zwei identischen Exemplaren vorhanden.

Eine weitere, hübsche Form stellt die etwas über tellergrosse, nicht sehr tiefe Schale mit breit ausladendem Rand (Museum Bern) vor.

Den Übergang zum Hochgefäss bildet die ungefähr gleich weite, aber tiefe Schüssel mit nur schwach ausladendem Rand (Museum Bern).

An Töpferei der Hallstattzeit erinnert auffällig ein dem Museum Solothurn zugefallenes Näpfchen mit flott gebildetem Profil und zierlich ausladendem Rand. Der Rauminhalt des vorzüglichen Stückes entspricht demjenigen einer ziemlich grossen Tasse. Wie plump und archaisch stehen daneben die kleinen Näpfchen mit geringer Bauchung und aufrechtstehendem, scharfem Rand da! (Fig. 1 Funde von Burgäschi 1902.)

Zierlicher ist wieder ein im Museum Solothurn aufgestelltes Töpfchen, dessen Bauchung Urnenprofil zeigt, auf dem sich ein weiter Hals erhebt. An der Schulter

haften zwei gegenüberstehende, senkrecht durchstochene Ösen. Ein etwas kleineres Stück von demselben Typ mit nur einer Öse fiel dem bernischen Museum zu.

Interessant ist ein Löffel aus grauschwarzem, feingeglättetem Ton (Museum Bern). Leider ist die Handhabe abgebrochen.

Von rohen, grossen Gefässen fanden sich keine auch nur einigermassen zusammensetzbare Reste, dagegen Scherben die Menge und von allen Dicken. Einige Bodenscherben (Museum Solothurn) enthalten noch zu analysierende Überreste des einstigen Topfinhaltes.

Bei der Ornamentik herrscht bei weitem die Randverzierung durch Fingereindruck vor und zwar findet sich dieselbe in mehreren deutlich unterschiedenen Typen. Das primitivste ist das Aneinanderreihen der Eindrücke in Abständen von einem halben Zentimeter nahe am geraden Gefässrand. Daran schliesst die dichte Zusammenstellung mit Wulsten zu beiden Seiten der Löcherreihe. Einen weitern Schritt zu besserer Technik zeigen die Scherben eines mächtigen, sorgfältiger geglätteten Gefässes. Hier ist am Rande eine schön profilierte Verdickung aufgesetzt und in diese das Fingerornament eingepresst. Das nämliche Randprofil wiederholt sich auf den Scherben eines andern Gefässes, nur sind hier die Fingereindrücke etwas unterhalb des Wulstes angebracht, stehen in einigem Abstand voneinander und sind schräg gestellt, was das Ornament ausserordentlich belebt. Durch eine einzige Scherbe vertreten ist das zweireihige Fingerornament. In ziemlicher Menge fanden sich die Buckel als Randverzierung, meist in ziemlichen Abständen angebracht, seltener zu einer fortlaufenden Reihe geordnet. Der Buckel findet sich aber auch in vielen Exemplaren mit Durchbohrung vor, in welchem Falle er als Öse gedient hat. Auch dessen Erweiterung zum eigentlichen Henkel

liegt in wenigen Exemplaren vor. Ein typisches Stück fand Heuer, ein anderes 1896 der Verfasser. Mit letzterem zusammen erhielt ich einen interessanten horizontalen Henkel von etwa 8 cm Länge und 2 cm mittlerer Breite. Das Bruchende zeigt die Bauchrundung des Gefässes, zu dem die Handhabe gehörte, das äussere ist dagegen gerade, am Rande und besonders an den beiden Ecken verdickt und zeigt hier zwei Durchbohrungen die zur Aufnahme von Schnüren dienten. Diese Henkelform ist sehr selten. Beide Henkelstücke liegen im bernischen Museum.

Vereinzelt kam bei der jüngsten Ausgrabung auch das Ornament aus einer horizontalen Tupfenschnur vor.

Höchst merkwürdig sind zwei zusammengehörige Scherben, die eine aus Schnureindrücken und gestochenen Punktreihen bestehende Verzierung tragen; dieses Ornament stimmt genau überein mit einem aus der Kupferstation Vinelz stammenden (Museum Bern).

Dem Museum Solothurn fiel bei der Teilung ein, freilich zerbrochener, Gegenstand aus Sandstein zu, der mit dem Fragment im Rittersaal Burgdorf (Mondhorn?) genau übereinstimmt. Nach vielen vergeblichen Versuchen liessen sich die Fragmente zusammensetzen und ergänzen und ich glaube nun, dass es sich nicht um ein Mondhorn, sondern um einen ganz prosaischen Wetzstein zum Zuschleifen von Knocheninstrumenten handelt. Dafür spricht die Biegung einwärts der beiden, durch einen scharfen Scheitel getrennten, dachartig geneigten obern Flächen, die ungleich breit sind, sowie die handliche Form und Grösse des Stückes, das sich sehr bequem in der einen Hand halten liess, während die andere den zu schleifenden Gegenstand hin und her bewegte. Natürlich fehlen auch die Reibsteine nicht.

In förmlichen Nestern beisammen fanden sich sehr

plumpe, kegelförmige Webgewichte und dabei Stränge und Geflecht aus Fasern von Pfahlbaulein.

Verrät schon der Umstand, dass alle Knochen kurz und klein geschlagen waren, wie haushälterisch die Bewohner dieses Pfahlbaues mit ihren Existenzmitteln umgehen mussten, so machen auch die Artefakte und die Anlagen selbst einen durchaus primitiven Eindruck. Nur sporadisch auftretende (eingeschleppte?) Formen, wie die Scherbe mit Schnurornament, die hübschen Nephritbeilchen und wenige andere verraten, dass der Pfahlbau noch besiedelt war zu einer Zeit, da z. B. im Gebiet der Juraseen bereits eine relativ hohe Kultur mit entsprechenden Kunstformen blühte. Die Annahme liegt bei der Hand, dass wir es mit zwei verschiedenen Besiedelungen zu tun haben, einer primitiven und einer spätern. Durch einen ansehnlichen Teil der Anlage zog sich nämlich eine verschieden mächtige, horizontale Brandschicht, unter welcher primitive Fundstücke lagen, während die entwickelteren Formen sich immer in oder über dieser Schicht fanden. Von den Bauwerken fand sich ausser den Pfählen nur noch ein Knüppelboden. Reste von mit Lehm bekleidetem Astgeflecht, Bettungen von Moos (Lagerstätten?), Böden aus festgestampftem Lehm und Kohlenhaufen als Überreste von Feuersplätzen. Da fast alle Artefakte durch langen Gebrauch verdorben sind, so ist anzunehmen, dass die letzten Bewohner des Pfahlbaues denselben unter Mitnahme der brauchbaren Habe geräumt haben und uns nur das hinterliessen, was sie entweder verloren oder weggeworfen haben.

15 Meter vom Ufer landeinwärts hatten wir die Grenze der Ansiedlung erreicht und die vom Verfasser früher schon vorgenommenen Sondierungen hatten ergeben, dass nirgends auch nur eine partielle Erweiterung bestand. Leider hatten diese zahlreichen Sondierungsschächte nirgends auf

die Reste einer zweifellos vorhanden gewesenen Pfahlbrücke nach dem damaligen Trockenland geführt. Zu vermuten ist diese Brücke vom Pfahlbau nach dem Ausläufer des Höhenzuges, auf welchem das heutige Burgäschi steht. Der Vorsprung reicht ganz nahe zum Pfahlbaugebiet heran und ragte zweifellos auch damals, bedeutend über den Seespiegel herauf.

Es bleibt noch die Zusammenstellung der bei den verschiedenen Ausgrabungen konstatierten Fauna übrig. Die Ausbeute von 1877 (I) bestimmte Prof. Rütimeyer, diejenige von 1902 Prof. Studer (II).

Es fanden sich:

Ursus arctos	Bär	I & II
Meles taxus	Dachs	I & II
Canis lupus	Wolf	II
Vulpes alopex	Fuchs	II
Castor fiber	Biber	I & II
Sus scrofa ferus	Wildschwein	I & II
Cervus elaphus	Edelhirsch	I & II
Alces machlis Ogilb.	Elen	II
Capreolus caprea Gray	Reh	I & II
Bos primigenius	Urstier	I & II
Lutra vulgaris	Fischotter	I
Ardea cinerea	Grauer Reiher	I & II
Anas boschas	Wildente	II
Spuren von Frosch		II
Wirbel, Schuppen und Kiefer von Hecht		I & II

Haustiere:

Canis famil. palustris	Torfhund	I & II
Sus scrofa palustris	Torfschwein	I & II
Ovis aries palustris	Torfschaf	I & II
Bos taurus brachyceros	Torfkuh	I & II
Capra hircus	Ziege	I

Von Bos primigenius lieferte Ausgrabung II nur wenig Relikte, während Heuer 1877 ein Paar Hornzapfen von 45 Zentimeter Länge und 8 Zentimeter Basaldurchmesser fand.

Die Flora ergab, soweit die Kulturschichtproben durchgearbeitet sind, folgende Überreste:

Burgdorf 1877: Haselnüsse Apfelkerne, Schlehensteine. 1902 nach dem Material im Museum Solothurn, bestimmt durch W. Ammon und Dr. Neuweiler:

Prunus spinosa	Corylus avellana
Cornus sanguinea	Nymphaea alba
Rubus fruticosus	Potamogeton natans
Linum (Pfahlbaulein)	Sambucus ebulus
Hordeum vulgare	Abies pectinata (Nadeln)
Phragnites communis	Triticum compactum
Lonicera xylosteum	Quercus sp.
Papaver somniferum	Salix sp.
Chenopodium album	Polygonum con. volvulas
Rosa canina	Silene sp.
Triticum sp. (unsicher)	Lychnis vesp.
Carex sp.	Stellaria media
Polygonum persicaria	Ranunculus Lingua
Betula sp.	Sorbus sp. ?
Pirus malus	Potentilla sp.
Rubus idaeus	Ajuga reptans
Fragaria vesca	Galeopsis Totrahit
Galium palustre	Lycopus europaeus
Nuphar luteum	Solanum Dulcamara
Pinus (wahrscheinl. silvestris)	Sambucus nigra
Najas marina	Viburnum Lantana
Scirpus palustris	

Meylan konstatierte früher schon Neckera crispa und complanata.

Wie unrichtig übrigens die durch mächtige Torfbildung unmittelbar auf altem Seegrund hervorgerufene Annahme ist, dass die Ausdehnung des Sees nach Norden noch zur Zeit der Pfahlbauten eine viel grössere gewesen sei, als heute, beweist die Entdeckung eines mit der Ansiedlung in Verbindung stehenden Hockergrabes. Etwa 50 Meter vom Ufer des Sees stiess 1900 ein Torfstecher von Äschi in 1 Meter Tiefe (ungefähr à niveau mit dem jetzigen Seespiegel) auf ein in alten Seegrund gebettetes Grab. Die vier Seiten desselben massen je ungefähr einen Meter und waren mit Geschiebeplatten (Geissberger) eingefasst. Leider, aber natürlich, wurde die Anlage zerstört und nur ein Zufall liess den Schädel an Sekundarlehrer Burri in Herzogenbuchsee gelangen, der ihn dann im bernischen naturhistorischen Museum sein wechselvolles Geschick fürs erste beschliessen liess. Er gehört einer etwa 35jährigen Frau an und weist deutlich die typischen Formen unserer Neolithiker auf. Über Beigaben, die zweifelsohne in dem Grab vorhanden gewesen waren, konnte ich nichts mehr in Erfahrung bringen. Dafür verlangte aber der Finder mit viel Nachdruck gehörige Bezahlung des Schädels, den er mitsamt dem Grabe der Vernichtung preisgegeben hatte.

Ich führe diese Episode an, weil sie sich fast in allen derartigen Fällen mit geringen Modifikationen wiederholt. Ich bin schon oft auf Zufallsfunde aufmerksam gemacht worden, suchte den Glücklichen unverzüglich auf, um die Dinge zu retten, erhielt aber meist nur phantasievolle Berichte; die Gegenstände selbst waren verzettelt an Paul und Peter, oder verloren und vernichtet. In andern Fällen durfte ich Bruchstücke von kleinen Bronzeobjekten in den Tiefen eines Portemonnaies bewundern; die Fundstücke waren mehrerer Vorsicht halber dem Geldbeutel anvertraut worden und hatten darin natürlich sogleich Schiffbruch gelitten.

Gefässe werden auch mit Vorliebe den Kindern zum Spiel übergeben, und was dann daraus wird, braucht nicht erst gesagt zu werden. Kommt man aber jemals auf den unglücklichen Gedanken, Gegenstände von dieser Finderkategorie kaufen zu wollen, so enden die Verhandlungen gewöhnlich mit verblümten Komplimenten. Diese Art von Findern bildet nun zwar glücklicherweise nicht die Regel, aber leider auch nicht die Ausnahme. Da ist es dann auch wieder erfreulich, gelegentlich einen ganz einfachen Bauersmann zu treffen, der ein im Wald erhobenes Fundstück sorglich beiseite gelegt hat und es ohne weiteres auf das erste Ansuchen hin einer öffentlichen Sammlung zur Verfügung stellt. Und nun zurück zum Thema:

Ein zweiter Pfahlbau liegt am Südwestufer des Burgäschisees auf dem bernischen Ufer. Auch dieses Terrain führt, wie das der ausgegrabenen Station, den bezeichnenden Namen „Füürsteineren", weil auch hier die Mäuse und andere Zufälligkeiten Feuersteinartefakte an die Oberfläche befördern. Selbst ein Steinbeil ist hier gefunden worden. Sondierungen ergaben Scherben und Kohlen, doch war es der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens wegen nicht möglich, die Schächte bis auf die richtige Tiefe auszuheben.

Westlich von dieser Stelle, in einem stumpfen Winkel zwischen dem Gallishof und dem Einfluss des Seebaches, fanden Torfgräber 1860 ein Steinbeil, das an Dr. Uhlmann in Münchenbuchsee und mit dessen Sammlung an das bernische Museum gelangte. Wenige Jahre später kamen an derselben Stelle drei Bronzenadeln verschiedener Grösse zum Vorschein; zwei davon kaufte Kustos Jenner rechtzeitig für das bernische Museum, die dritte hatte Uhrmacher Moser von Seeberg bereits als Axe in eine Wanduhr verwendet. Unfern dieser Stelle stiessen die Torfstecher wenige Jahre später auf eine Anzahl Tierschädel und

Knochen, bei denen eine Menge fusslanger, leicht gebogener Tannenäste mit zugespitzten Enden lagen. Nach der Tradition soll dieselbe Stelle ein Bronzebeil geliefert haben, doch konnte trotz aller Nachforschungen nichts Genaueres über die Fundumstände und den Verbleib desselben herausgebracht werden; es dürfte sich darum wohl um ein Produkt der durch die übrigen Funde angeregten Phantasie des einen oder andern handeln.

Ob wir an dieser Stelle einen Bronzepfahlbau zu vermuten haben, könnten nur weitere Nachgrabungen lehren; ich fand bei Sondierungen allerdings zwei Fuss unter der Oberfläche Feuerspuren, doch scheinen mir dieselben von Torfbrand herzurühren. Die Bronzeobjekte können auch ganz wohl zufällig hier verloren gegangen sein, umsomehr als wir Landfunde der Bronzeperiode im nähern Umkreis haben (Wangenried, Herzogenbuchsee und Attiswyl). Erfreulich wäre es zwar, wenn dennoch hier eine Bronzestation nachgewiesen werden könnte.

Eine dritte neolithische Station liegt am Ostufer des Sees zwischen dem Oenzberg und dem Moor. Als gelegentliche Funde kamen mir Scherben und Silices zu Gesicht. Das Osterprogramm 1879 des Gymnasiums Burgdorf erwähnt diese Stelle ebenfalls:

„Auch aus dem östlich vom jetzigen See gelegenen „Chlepfimoos“, welches früher mit diesem zusammenhing, wurden uns dieselben Gegenstände gezeigt“.

Am NNO-Ufer des Sees stand früher der Stammsitz des in Berns Geschichte viel genannten Geschlechtes derer vom Stein. Jetzt ist davon freilich nur noch ein mässiger Erdhaufen als Rest des Unterbaues vorhanden; die letzten Mauern wurden schon vor 70 Jahren weggeschafft und zu „praktischen“ Zwecken verwendet. Jahn glaubt, aus dem Namen „zum Stein“ auf römische Besiedelung von Burgäschi schliessen zu sollen, doch hat kein einziges Fund-

stück seine Vermutung belegt. Dagegen fand sich in dem nordwestlichen Torfmoor eine kleine vereinzelte römische Scherbe aus feinem grauen Material, wie sie in römischen Ruinen sehr häufig sind.

Ein langgestreckter Moränenzug trennt mittelbar den See von Burgäschi von einem ähnlichen Gewässer: dem See von

Inkwyl.

Gerichtspräsident J. Amiet berichtet im Anzeiger für Altertumskunde, 1858, Nr. 4, über die ersten Untersuchungen, welche auf dem mitten im See gelegenen Inselchen angestellt wurden, wie folgt:

„Der kleine See bei Inkwyl, auch Bolkensee genannt, eine Stunde von Herzogenbuchsee entfernt, nahe an der Eisenbahn, liegt zur Hälfte im Kanton Bern, in der Einung Inkwyl, zur Hälfte im Kanton Solothurn, Einung Bolken. Der Kantonsgrenzstein steht gerade in der Mitte der fast zirkelrunden, ungefähr eine Juchart haltenden und dem Jäger Roth gehörenden Insel. Schon vor mehreren Jahren wurden daselbst, sowie auch am Ufer des ziemlich tiefen und fischreichen Seeleins Altertümer gefunden, z. B. ein wahrscheinlich aus nachkeltischer Zeit stammendes ehernes Gefäss, das jedoch nicht beachtet und um den Metallwert verkauft wurde. Später entdeckte Professor Morlot auf der Insel keltische Altertümer und die Spuren früherer Pfahlbauten, welche er in einer kurzen Anzeige beschrieb. Auch Oberst Schwab in Biel schenkte der Insel seine Aufmerksamkeit.

Diese Vorgänge veranlassten mich, zu Ende November 1857 unter gefälliger Mitwirkung des Ingenieurs Olivier Zschokke Ausgrabungen auf dieser Insel zu veranstalten. Wir fanden, wie schon H. Morlot berichtete, dass die Insel eine künstliche Anlage, nämlich eine kel-

tische Pfahlbaute, ist. Ein grösstenteils auf eichenen, zirka 3 — 4 Schuh von einander entfernten Pfählen ruhender, aus tannenen, nun freilich durchfaulten und mürbe gewordenen Querhölzern bestehender Rost zieht sich 6 — 7 Schuh tief unter der Erde über die Insel hin. Über dem Roste ist schwarze Tonerde aufgetragen, auf welchem Boden zur Zeit wohl solche Hütten gestanden haben mochten, geräumig aus Brettern und Weidengeflechten, kuppelförmig, mit einem hohen Dach, wie sie uns Strabo in seiner Geographie Buch IV, Kapitel 4, beschreibt.

In der zirka 1 Schuh hohen Schicht schwarzer Erde, welche sich unmittelbar über dem Roste befindet, fanden sich die meisten Altertümer. Dicht unter den Querhölzern jedoch findet sich eine Schicht weisslicher, mit einer Menge kleiner Muscheln angefüllter Schlammerde, wohl der schlagendste Beweis, dass zur Zeit, als jene Insel bewohnt war, das Wasser des Sees unter dem Roste durchfloss, dessen den Rost und die Hütten tragende Eichpfähle auf einer seichten Stelle des Sees, die nun zur Insel geworden, eingeschlagen waren.

Die Ausgrabungen, die der Unterzeichnete im November 1857 unternahm und die im April 1858 durch Herrn Roth selbst fortgesetzt wurden (auch v. Bonstetten soll Nachforschungen gemacht haben) lieferten folgende Gegenstände:

I. Geräte und Waffen aus Stein.

a. Mehrere Steinbeile und Steinmeissel, wovon eines aus dunkelgrünem, wahrscheinlich ägyptischem, Serpentin; ein anderes aus hellem Grünstein (Diorit) und mehrere von gemeinerem, dunkelgrün geflecktem, serpentinartigem Gestein, von gleicher Form, wie sie 1851 am Ebersberg und schon öfters bei Meilen, im Bielersee etc., gefunden wurden.

b. Ein kleineres kaum $2^1/_2$ Zoll langes und 1 " 3 ''' breites, an der Schneide abgerundetes Beilchen von schwarzem Kieselschiefer, lydischem oder Probierstein, vollkommen erhalten.

c. Fragmente eines 5 ''' dicken, mit geraden Strichen verzierten, massiv aus schwarzem Chloritschiefer gemeisselten Kochhafens.

d. Eine grosse Menge von Schab- und Schneidewerkzeugen aus gewöhnlichem Feuerstein, wie er auch im Jura vorkommt.

e. Pfeilspitzen aus Feuerstein, teilweise mit gutbearbeiteten Widerhaken.

f. Reibsteine aus Kiesel und Sandstein zum Schleifen der Instrumente oder zum Kornzermalmen.

g. Förmliches Lager von faustgrossen und noch grössern runden, auf einer Seite jedoch abgeschlagenen Flusskieselsteinen, die vermutlich als Waffe dienten. Für gewöhnliche Schleudersteine scheinen sie zu gross zu sein.

II. Hirschhorn.

Es fand sich nebst ganzen Hirschgeweihen auch eine ziemliche Anzahl hirschhörnerner Handhaben zu steinernen Schlag-, Stech- und Schneidinstrumenten; ferner

III. Knochen.

Nadeln, Pfrieme, Schabinstrumente (schuhlöffelförmig), Stechinstrumente, Fischernetz-Flechtinstrumente etc., aus Hirsch- und andern Knochen, ähnlich denjenigen, die zu Zürich in der Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft aufbewahrt werden; auch grosse Eberzähne, die vielleicht, da mehrere bearbeitet waren, als Instrumente gedient haben oder als Schmuck getragen wurden.

IV. Ton.

Es fand sich eine grosse Menge von Scherben, von verschiedenen Gefässen herrührend, nämlich:

a. 4‴ dicke Scherben von gebrannter, schwärzlicher Tonerde mit grobem Quarzsand vermischt, von grossen, bauchigen Gefässen herrührend, deren oberer Rand mit keilförmigen Eindrücken verziert war.

b. 3‴ dicke Scherben ähnlicher Fabrikation mit feinerem Quarzsand, auch solche von roter Tonerde.

c. 2‴ dicke Scherben von bläulicher Tonerde ohne Beimischung von Quarzsand, ziemlich feiner Fabrikation mit zierlichen, linienförmigen Verzierungen.

d. Durchbohrte Tonkugeln (Wirtel) von verschiedener Grösse, wovon eine 3′ 3″, eine andere 1′ 7″ im Durchmesser, teils von roter, teils schwarzer Tonerde; einer von schwarzer Tonerde hat eine zierliche, mehr kegelförmige Gestalt.

Besonders interessant und bis jetzt, soviel mir bekannt, in der keltischen Archäologie noch unbeschrieben, sind folgende zwei, ebenfalls auf der Inkwylerinsel gefundene Gegenstände aus gebrannter Erde:

e. Ein kegelförmiges, 2 1/2″ langes, oben zugespitztes, unten flaches Instrument. Die untere Fläche sieht aus, wie ein längliches zugespitztes Blatt und misst 1″ 4‴ in der Länge und 6‴ in der Breite. In dieser Fläche ist eine blattförmige Figur eingeschnitten, als ob das Instrument zu einem Stempel dienen sollte, vielleicht um damit an irdenem Geschirr Verzierungen anzubringen. Die blattförmige Figur der untern Fläche hat an jeder Seite des Randes 4 Quereinschnitte. In der Mitte zieht sich eine Querlinie von einer Spitze zur andern, ähnlich dem Blattgerippe. Es ist schwierig, die Bestimmung dieses Instrumentes zu deuten.

f. Ein kleines, fast mondsichelförmiges, etwas über 2″ langes und 5‴ breites, zum Anhängen an beiden Enden bestimmtes Amulett von gebrannter Erde, an welchem in der Mitte das Bild der Sonne mit ihren Strahlen und zu jeder Seite derselben 2 sternförmige Kreuzchen, offenbar Sterne vorstellend, eingegraben sind. Hat dieses Amulett auf den Belenus-Kultus Bezug?

Solothurn, Juni 1858.

Amiet, Gerichtspräsident".

Die Abbildungen, welche Amiet von seinen Funden beifügt sind mit Ausnahme derjenigen von ornamentierten Scherben ziemlich richtig. Bei diesen aber hat ihm seine bewegliche Phantasie wieder einmal einen bösen Streich gespielt, indem er in zwei sehr interessante Randscherben zum Überfluss Motive hineinkomponiert, die nur *er* sehen konnte. Damit führt er aber den Leser, der die im solothurnischen Museum liegenden Originale nicht kennt, bedenklich in die Irre.

Ebenso war der „Kochhafen" aus Chloritschiefer nicht gemeisselt, sondern gedrechselt, und die Horizontalstreifen, welche Amiet für Verzierungen hält, sind nichts anderes als die durch ungleiches Abdrehen von selbst entstandenen Rillen. Das Gefäss, von dem ich bei einer Sondierung im April 1903 noch einige weitere Fragmente fand (Museum Bern) ist übrigens frühestens römisch, und die unter „Ton c" erwähnten dünnen Scherben sind nachrömisch, jedenfalls völkerwanderungszeitlich, wie später gefundene, analoge Stücke zum Überfluss belegen. Andere Funde derselben Zeit folgen am Schlusse dieses Abschnittes.

Bald nach Amiet stellten auch Uhlmann und Bonstetten Nachgrabungen auf dem Inselchen an. Aus der

Sammlung des letztern gingen die betreffenden Resultate an das bernische Museum über und zwar:

Ein kleines Nephritbeilchen, ein spatelförmiger Schiefermeissel, Fassungen aus Hirschhorn, ein Serpentinbeil und die stereotypen Silexartefakte.

Nach diesem Besuch hatte der Pfahlbau Ruhe, bis anfangs der verflossenen 90er Jahre durch Kanalisation des Ablaufes der Seespiel tiefer gelegt wurde. Unmittelbar unter der bisherigen Wasserlinie kamen nun eine Menge Scherben und Knochen zum Vorschein und der begeisterte Sammler Dr. Fischer-Siegwart in Zofingen versuchte mit gutem Erfolg das Finderglück. An Hauptstücken weist seine Ausbeute auf: Ein schön poliertes Dioritbeil mit Sägeschnitt, eine intakte Beilfassung, Silices und Knochenartefakte der bekannten Typen und vor allem interessante Keramik; eine Halsscherbe mit weiter Rundung und aufgesetztem Wulst mit Fingereindrücken; eine Randscherbe, mit horizontalem Ornament aus kleinen Bogen (Fingernägel?). Eine Bauchscherbe, über und über mit unregelmässigen Buckeln besetzt, und endlich ein Randstück mit schräg gestellten „Wolfszähnen", zu dem das bernische Museum ein Gegenstück aus der Bronzestation Mörigen besitzt.

Im Sommer 1891 fing sich ungefähr in der Mitte zwischen dem Inselchen und dem Nordostufer im Fischernetz ein Schädeldach, das zweifelsohne einem steinzeitlichen Bewohner des Pfahlbaues angehört hat (Museum Zofingen).

Fast die reichste keramische Ausbeute ergab eine kleine Nachgrabung, die der Verfasser im April 1903 mit dem Eigentümer der Insel, Herrn Roth in Inkwyl, an einer längst „verdächtigen" Stelle vornahm (Resultate im bernischen Museum). Der Reichtum an Ornamenten und die Feinheit des Materials übertrifft im allgemeinen die

Funde von Burgäschi bedeutend. Auffällig häufig sind Systeme aus parallelen Horizontallinien, zu denen sich bisweilen, besonders bei kleinen Gefässen, eingestochene Dreiecke (sogen. Wolfszähne) gesellen. Letztere kommen in verschiedener Anordnung auch für sich allein vor. Fingereindrücke fehlen gleichfalls nicht und kommen oftmals auf der Randkante vor, was dieser ein hübsches, seilartiges Aussehen gibt. Ein Henkelstück dürfte seinem Aussehen nach ganz gut der Bronzezeit zugeteilt werden. Eine kleine Randscherbe weist ein auf wagrechter Basislinie stehendes Zickzackornament auf, das in das fertige Gefäss geritzt worden war. Nachher erhielt das Töpfchen einen Anstrich aus rotgebranntem Lehm. Die Bruchfläche zeigt somit die gewöhnliche, graubraune Materie, während die geglättete Aussenseite schön rot ist. Menschlich am nächsten steht uns wohl eine Scherbe, die über einem alten Bruch einen förmlichen Wulst von geschwärztem Harz oder Asphalt zeigt. Die Kunst, verunglückte Töpfe einigermassen dienstfähig zu erhalten, wurde also auch in Inkwyl geübt, wie in den grössern Pfahlbauten.

Merkwürdig ist eine typisch bronzezeitliche Scherbe, verziert mit drei dreiteiligen Parallelreifen über einem Bauchwulst, der ringsum mit schrägen Linienbündeln verziert ist. Ein Gefäss aus dem Pfahlbau Auvernier im Museum Solothurn stimmt mit dieser Inkwyler Scherbe völlig überein. Vom Pfahlbau Inkwyl stammt eine beinahe intakte Urne im Museum Solothurn. Die Fischer zogen sie vor etwa zehn Jahren im Netz herauf. Das Stück ist interessant nach Form und Material. Der gute Brand mahnt an Bronzezeit, der kurze, gerade Hals an Hallstattgefässe, während das Stück nach seinem Gesamtprofil doch wieder sehr gut in die neolithische Zeit passt.

Die ganze Pfahlbau-Anlage ist ein Packwerk, dessen Beschreibung Amiet bereits mit aller nötigen Ausführlich-

keit gegeben hat, entsprechend den Stationen von Wauwyl und Niederwyl. Von dem Inselchen führte eine noch leicht an den Pfahlstümpfen im Wasser wahrzunehmende Brücke zum Nordwestufer hinüber.

Bis jetzt wurden vom Inselchen folgende Tiere bekannt: Dachs, Fuchs, Haushund, Wildschwein, Edelhirsch, Reh, Ziege, Schaf, Torfrind, Torfschwein, alles in Formen der ältern neolithischen Periode, wie in Burgäschi.

Leider wurde bei allen frühern Grabungen unterlassen, die Pflanzenüberreste in die Untersuchung einzubeziehen, so dass uns in dieser Hinsicht ausser den leicht erreichbaren, 1903 entnommenen Holzproben kein Material zur Verfügung steht. Nach den Untersuchungen von W. Ammon sind dabei vertreten: Weisstanne, Esche, Eiche, Wachholder, Haselnuss, Hainbuche, Birke, Buche.

Ein zweiter Pfahlbau, wohl derselben Zeit angehörend, ist am Südwestufer konstatiert. Da die Station auf dem Inselchen viel bequemer auszugraben war, so blieb die Uferansiedlung ziemlich unberührt, bis sie als schwimmendes Terrain nach der Tieferlegung des Seespiegels den Halt verlor und in die Tiefe sank. Artefakte sind kaum je aus dieser Station entnommen worden, dagegen fischte man nachträglich Knochen, sowie die Spitze eines Einbaumes heraus (Museum Zofingen).

Die etwas verdächtige Kunde von der Auffindung eines Gefässes aus Metall führt bereits Amiet und nach ihm alle Berichterstatter, freilich mit dem vorsichtigen „soll“, an. An Ort und Stelle war unter den denkbar günstigsten Verhältnissen von einer solchen Fundtradition nicht die Spur zu entdecken. Bis einmal ein Zufall die Sache aufklärt, möchte ich diese Fundnachricht in das Gebiet der Legenden weisen, die überall da zu entstehen pflegen, wo wirklich einmal etwas gefunden worden ist.

Mit Ausnahme der merkwürdigen, bereits erwähnten

Scherbe und tönerner Unterstellringe hat das Inselchen bis jetzt (und es ist so gut wie ausgebeutet) kein Fundstück geliefert, das die Annahme rechtfertigen würde, der Pfahlbau sei noch in der Bronzezeit bewohnt gewesen. Die nach-neolitischen Fundstücke setzen, soweit sie eben vorliegen, erst in der römischen Zeit wieder ein. Bonstetten fand auf der Insel ein römisches Bronzelöffelchen, römische Scherben und Falzziegel. Ferdinand Keller spricht im zweiten Pfahlbaubericht von römischem Eisengerät, sowie von einigen Fischangeln aus Bronze. Wo diese jetzt unauffindbaren Gegenstände hingekommen sind, ist ungewiss. Das Museum Schwab in Biel bewahrt allerdings verschiedene vom Inselchen stammende Eisenfunde auf, Schlüssel, Spangen und Pfeilspitzen, doch dürften die Gegenstände eher mittelalterlich sein; bei den Pfeilspitzen ist dies gar keine Frage. Hübsche römische Wirtel verschiedener Typen befinden sich in Privatbesitz, ebenso ein alemannischer, der auf dunkelrotem Grund eine ringsum laufende Verzierung aus weissen, mit blaugrünen Tupfen besetzten Rauten trägt. Dieses letztere Stück gehörte jedenfal's zu einem Halsschmuck. Scherben derselben Zeit sind auf dem Inselchen durchaus nicht selten.

Die eigentliche römische Niederlassung ist aber nicht hier, sondern im Dorfe zu suchen, unfern der Stelle, wo der Fahrweg nach Wangenried abzweigt, am Standort des auffälligen, aus Tuffstein gebauten alten Speichers und nördlich von diesem.

Zu meiner Kenntnis sind folgende Funde gelangt:

Ein Silberdenar des Gallienus (1890).

Bronzekettchen (1902) bereits wieder verschollen.

Mörserchen, aus rot und weissem Marmor mit vier gegenüberstehenden Knäufen. Höhe 7 cm, Randdurchmesser 9,5, Durchmesser über die Knäufe 13 cm., der innern Höhlung 6,5 cm (1902). Dieses Stück ist noch

im Besitz des Finders, doch wurde zur Vorsicht ein Abguss davon genommen.

Ziegelstücke und Spuren von Mauerwerk sind auf dem Fundterrain häufig.

Zwanzig Minuten westlich von Inkwyl liegt im sogenannten Erdbeereinschlag auf Subingerboden das bedeutende Hallstattgräberfeld, dessen teilweise Untersuchung mit überraschenden Resultaten im Sommer 1903 durchgeführt wurde. Die Ausgrabung hat auch für unser Gebiet sehr wertvolles Vergleichsmaterial geliefert, besonders zu Fellenbergs Funden von *Bannwyl* und *Aarwangen*. (Reproduktion des vorläufigen Berichtes im Anhang.)

Von Inkwyl führt ein Fahrweg durch den Wald nach

Wangenried.

Von hier besitzt das bernische Museum einen bronzezeitlichen Schaftlappencelt mit Einschnitt an der Basis. Das hübsche Beil wurde 1849 nördlich vom Dorfe bei Reutarbeiten gefunden.

Westlich der Ortschaft liegt unmittelbar hinter dem Deitinger Grenzstein im Walde eine ziemlich ausgedehnte römische Ruine. Schon Wallier berichtet um 1750:

„In dem Wald erzeigen sich auch noch einige Überbleibsel von alten Mauern“.

Die Anlage ist arg verwüstet, da die Anwohner vor 50 Jahren die Mauerzüge zum grössten Teil ausgebrochen und das treffliche Steinmaterial zu Neubauten verwendet haben. Seither wurden verschiedene Grabungen nach Schätzen und von Sammlern gemacht, deren Resultate so gut wie unbekannt geblieben sind, doch ist anzunehmen, dass in einem derart zerwühlten Boden keiner einen grossen Fang getan hat. Der Verfasser fand 1897 in einem stehengebliebenen Mauerwinkel eine ziemliche Menge Scherben,

zum Teil aus Siegelerde mit hübschen Ornamenten, ein halbes Maultiereisen und Knochen. Die beiden Mauerzüge aus Tuffstein, welche den Winkel bildeten,, begrenzten einen Betonboden. An einer andern Stelle sind noch die Spuren einer Heizanlage stehen geblieben. Der Waldweg zeigt, soweit er über das Ruinenterrain führt, stellenweise noch Spuren der Pflästerung.

Im allgemeinen lassen sich die Umrisse von zwei rechteckigen freistehenden Gebäuden erkennen, eines kleinen und eines grossen.

Rechts vom Wege nach dem altehrwürdigen Städtchen

Wangen

zieht sich eine bewaldete Berglehne, oder besser gesagt, der Fuss einer solchen, der Galgenrain genannt, hin. Schon in den verflossenen 60er Jahren fanden Waldarbeiter hier allerhand „Altertümer“, die wieder verloren gingen. 1877 kam unter den Wurzeln einer Tanne neuerdings ein Depositum zutage, welches durch Vermittlung des damaligen Dekans Walther in Wangen an die antiquarische Sammlung in Bern gelangte. Es ist ein bronzezeitlicher, reicher Grabfund, bestehend aus:

Einer Nadel, 2 Schwertern, 3 grossen massiven Armringen, 2 langen Nadeln, einem Brustgehänge, einer Fibula von eigentümlicher Form, einem Halsring, 3 zusammengeschweissten Sicheln, 2 Pfeilspitzen, Ringen und kleinen Fragmenten, alles aus Bronze. Ausserdem fand sich ein kleines ornamentiertes Goldblättchen.

Die Vermutung liegt nahe, dass der Galgenrain noch andere Bestattungen derselben Epoche berge und eine fachmännische Untersuchung des Terrains wäre eine schöne Aufgabe für das bernische Museum, da doch der Kanton Bern im allgemeinen an Bronzegräbern recht arm ist. Es war dies auch ein alter Programmpunkt Fellenbergs.

In Wangen a. A. wurde seinerzeit laut Bericht im Archiv der Antiquarischen Gesellschaft Zürich ein Steinbeil gefunden.

Aus der Gegend von Wangen kam durch einen Zufall auch ein hübscher gallorömischer Fingerring an das bernische Museum (1871). Ein Bauer hatte ihn auf seinem Acker gefunden und verkaufte das Stück bei erster Gelegenheit einem Goldschmied in Bern zum Einschmelzen. Zufällig bekam Fellenberg den Ring zu Gesicht und rettete ihn vor dem ihm zugedachten Schicksal.

Etwas oberhalb Wangen kam bei den Kanalisationsarbeiten 1902 ein eigentümliches mächtiges Schwellenwerk zum Vorschein, dessen chronologische Zuteilung vorerst noch recht unsicher ist.

Zu oberst im bernischen Gäu liegt am Fusse der ersten Jurakette das Dorf

Attiswyl.

Vor einigen Jahren fand man in einer Lehmgrube südlich von der Ortschaft menschliche Skelette, die indessen nicht weiter beachtet, noch auch die Grabstätten nach Beigaben untersucht wurden. Es ist somit ganz unsicher, welcher Zeit diese Bestattungen angehören und genaue „Verhöre“ mit den Findern gaben keinerlei zuverlässige Anhaltspunkte. Dagegen fiel dem einen derselben ein, dass im Steinbruch am Lindenrain, ausserhalb des Dorfes an der Strasse nach Wiedlisbach neben einem Hirschgeweihrest ein Instrument gefunden worden sei (1902). Der Fund war merkwürdigerweise noch vorhanden. Es ist eine prächtige bronzene Lanzenspitze mit starken, wohl proportionierten Flügeln und einer sehr hübschen, dreifachen Verzierung der Dülle, die in halber Höhe zwei gegenüberstehende Löcher zur Aufnahme der Nägel hat. Das Stück

weist eine schöne, späte Form auf und ist mit prächtiger, dunkler Patina überzogen. Es liegt jetzt im bernischen Museum.

Durch das ganze Aaretal von Solothurn bis Olten zieht sich eine Kette römischer Ansiedlungen. Die erste unterhalb Solothurn liegt im Attisholz, die zweite in Attiswyl, respektive zwischen Attiswyl und Neuhäusli in der sogenannten Scharle. Die früheste Erwähnung dieser Ruine findet sich bei Wallier, der darüber berichtet:

„1751 hat man an der Grenze von Buchsgäu in einer Matte ohnweit Attiswyl, in der sogen. Charlematte, angefangen zu graben und die darauf stehenden Bäume und Stauden auszureuten. Dabei sind die Arbeiter auf einen eingelegten Boden oder Pavimentum tesselatum gekommen. Dadurch bekamen sie Anzeichen, dass ehemalen allda ein Bad gestanden und dass der Ort noch allewil wegen dem Caledorium Charlematte genamset wird. Nachdem sie den Platz geräumt, fanden sie, dass die Wandungen bestunden aus mitten aneinander gefügten Caminen oder Röhren. Sie sind bei einem Schuh lang und . . . Zoll breit gewesen und hatten in der Mitte Löcher, durch welche die Wärme von einem Camin kommen mithin die gantzen Wandungen vermittelst des under dem Boden dieses Zimmers gemachten Feürs und der durch diese Wandungen erteilten Wärme erhitzen konnte, wie es das übrige Gebäu erzeigt, dass der Boden mit vielen viereckigen Säullen in der Höhe von 2 Schuh understützt gewesen. Auch wurden an dem Ohrt verschiedene Ueberbleibsel von Opfergeschirren entdeckt samt einer Medaillen einer Faustina Augusta und einem grossen bleiernen Klumpen, der aus Ohnwissenheit der Arbeiter umb ein Stückli Gelt verkauft worden. Bey dieser Undersuchung erzeigte sich ein Capitell von einer Saull, die bey ihm zu sehen und von Herr Schmid in seinen Antiquités d'Avenches beschrieben worden“.

Als späteren Fund registriert Wallier noch eine Bronzemünze mit der Umschrift: Diva Faustina.

Wallier, der ein sehr zuverlässiger Chronist, aber kein Zeichner war, hat von dem blosgelegten Mosaik eine in der Perspektive komische, sachlich ganz falsche Zeichnung aufgenommen (und zwar, nach den unglaublichen Phantastereien zu urteilen, aus dem Gedächtnis). Es scheint überhaupt, dass er den die Scharle betreffenden Artikel viel später in seine Fundnotizen aufgenommen habe, erstens, weil er die Entdeckung in das Jahr 1751 verlegt, statt 1754, und zweitens, weil er sich darin auf Schmids 1760 publizierten Recueil bezieht.

Auch in diesem letztern ist das Datum (1757) falsch angegeben, denn in Schmids handschriftlichem Nachlass lautet die auf Attiswyl bezügliche Notiz folgendermassen:

„Auf der Rückreis (von Kulm im Aargau) glaubte ich von meiner Schuldigkeit zu seyn, die Alterthümer, so etwa nicht fern von dem Weg gelegen, zu besuchen und Zeichnungen davon aufzunehmen, wie dann erstlich zu Attiswyl, darnach zu Soloturn verschiedene Sachen gefunden, die einige Achtung verdienen.

Es war vor 2 Jahren (ad. 1756), dass man in dem Dorfe Attiswyl die Ruinen eines alten römischen Gebäudes entdeckte, welches sich in eine ziemliche Ferne erstreckt, aber ohne sonderbare Aufsicht ist abgedeckt worden.

Damals fand man auf einer Matten, die MGH. Landvogt Fischer gehört hat, und Scharle genannt wird, unter anderm ein Zimmer, das mit einem Mosaik von grossen Würfeln geziert ist. Ein Stück desselben habe ich in Herrn Walliers de Vaillancour Cabinet in Solothurn gesehen und von dem ganzen Paviment habe ich einen Plan gefunden, der zu der Zeit seiner Entdeckung von einem Kunstverständigen (Mr. l'ingenieur Brenner) dem Papier

ist übergeben worden. Selbigen habe um so viel ehender hier beisetzen wollen, da von denen Alterthümern von Attisweil nicht die geringste Relation ist bekannt gemacht worden. (Taf. I.)

Auf dem Platz, wo dieser Würfelboden stehet, habe auch ein Kapitell von wildem Marmor gesehen. Aus beygelegter Zeichnung ist abzunehmen, das es unausgearbeitet, aber nach dorischer Ordnung seye. Ich traf auch dorten verschiedene Arten von Ziegeln und weissem Marmor an. In obengemeldetem Cabinet des Hrn. Wallier habe ich Ziegelröhren gesehen, die in Attisweil sind gefunden worden und ebenso wie die von Culm zu Oefen in den Schweissstuben gedient haben."

Zweifellos handelt es sich bei dem damals gefundenen polychromen Boden nicht um ein eigentliches Mosaik, sondern um ein pavimentum sectile, dessen hübsche geometrische Ornamente aus polierten Steinplättchen zusammengefügt waren. Leider ist ausser dem sorgfältig ausgeführten Aquarell in Schmids Nachlass nichts davon auf uns gekommen.

Es ist wohl anzunehmen, dass auch in den auf die erste Ausgrabung folgenden Jahrzehnten Funde gemacht wurden. Aber der aufmerksame Wallier war tot und sonst scheint sich niemand der Sache angenommen zu haben. Wenigstens konnte ich keinerlei Nachricht finden.

Da brachten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die französischen Emigranten neues Leben in diese Forschungen und besonders von Solothurn aus wurden förmliche archäologische Expeditionen unternommen. Eine solche galt auch der Scharle. Folgende Männer hatten sich für das Unternehmen zusammengetan (nach der Liste von Aubert Parent, Stadtarchitekt in Solothurn und Leiter der Arbeiten):

Mrs. Louis de Roll
Le Conseiller de Wallier (Verwandter des bereits angeführten Wallier)
Mr. de Vigier
Amands (!) Glutz, préfet
Escuyer
François de Roll
Rhyner
Baron de Besenval
Pflüger ap.
Dissevens
Robert Glutz de Blotzheim
Aubert Parent, architecte et directeur des travaux
Ch. de Gibelin
St. Roman
Mr. de Surbeck
Altthermatt
de Vigier Chanoine
de Settier
Cd. de Zeltner
Zurgilgen.

Im September 1808 wurde die Untersuchung begonnen. In einem schönen Manuskriptband auf der Stadtbibliothek Solothurn, der auch viele Aufnahmen Parents aus Avenches, Baselaugst etc. enthält, findet sich darüber folgender Bericht.

„En 1808 nous entreprimes encore de nouvelles fouilles près du village d'Attiswyl, distance d'une lieue et demie de Soleure, mais nous n'y découvrions qu'un petit pavé de mosaïque à simples compartimens; encore la rosette au milieu était-elle détruite; il n'avait qu'un mètre quatre décimètres quarré. Je fis enlever les bordures avec une partie de ce pavé que l'on peut voir à la Bibliothèque de la Ville.

On trouva parmi les décombres une pièce de monnaie en métal portant l'éffigie de l'empereur Commode, qques. objets en bronce de peu de chose, des tablettes de marbre brisées, et des ustensils en fer; la base d'une petite colonne d'un mauvais profil, de sorte que l'entreprise en est restée là."

Im folgenden Jahre liess Parent durch einen Curt Schmitz einen Situationsplan der Ausgrabung zeichnen, in welchem das Mosaik unter Weglassung des Defektes in der Mitte intakt in den Originalfarben gezeichnet ist. Diese Partie stellt Tafel II dar.

Über derselben ist auf dem erwähnten Original ein aufgepflastertem Untergrund stehender Hypokaust angegeben; daneben liegt in der linken obern Ecke ein ansehnlicher, rechteckiger Stein mit einer Hohlkehle dem Rand entlang und einer Erhöhung querüber. Links neben dem Mosaik wurde bis auf eine Tiefe von 9 Fuss gegraben und dabei ein gewölbter Kanal konstatiert. Die linke untere Ecke lieferte bis unmittelbar zum Paviment Gebäudetrümmer. Auf der rechten Seite lag die Commodusmünze, ein eiserner Schlüssel, Bohrer und der Säulensockel.

Auffällig ist das Bruchstück eines zweiten Mosaiks, das Parent direkt neben dem ersten konstatierte; die Bordüre, welche dasselbe einfasst, erinnert an die Randornamentik des einen Mosaiks von Herzogenbuchsee. Der von Parent entdeckte Boden war auf zwei Parallelseiten mit nuancierten Marmorplättchen eingefasst; in den Ecken standen vier Säulen, welche die Decke des kleinen Gemaches trugen. Wie Parent erwähnt, wurde der Boden natürlich durch das Herausnehmen einzelner Partien zerstört und nur einige Überreste, von dieser barbarischen Manipulation herrührend, liegen im solothurnischen Museum. Von dem früher entdeckten Boden ist überhaupt nichts mehr da.

In neuerer Zeit nahm sich der leider früh verstorbene eifrige Archäolog Dr. Meisterhans von Solothurn der Scharle wieder an und grub u. a. einen Boden von mit Ziegelstücklein durchsetzter Gussmasse aus. Die Länge beträgt 2, die Breite 1 und die Dicke 0,2 Meter. Vor wenigen Jahren wurde auch ein Bronzehenkel, einen Delphin darstellend, in der Scharle gefunden (Museum Solothurn). Im bernischen Museum liegt als Einzelfund ein hübsch verziertes Ziegelfragment. Nach Meisterhans wies wenigstens ein Raum in dem Hause Wandmalerei auf.

Schon Schmid von Rossau gibt in seinem Recueil einen guten Plan der Scharle. Die so genannte Wiese liegt in

dem Dreieck, welches die Sigger mit der Kantonsgrenze bildet. Das Gebäude stand auf einer Terrassierung, die nach Norden einen ziemlichen Abhang hat. Den einzigen genaueren Anhaltspunkt über das Alter der Ansiedlung innerhalb der langen römischen Okkupation des Landes geben uns die Münzen von Faustina I (138—141 n. Chr.) und Commodus (181—193 n. Chr.).

Irrtümlich ist der Bericht in Hallers Helvetien u. d. R. und wenn Jahn neben den bereits angeführten Fundstücken auch Fragmente einer Statuette erwähnt, so beruht dies wohl auf einer Verwechslung mit Niederbipp.

Dass auch die Juraübergänge oberhalb Attiswyl schon zu jener Zeit ziemlich frequentiert waren, beweisen verschiedene Münzfunde. Vom *Balmberg* führt Meisterhans einen Marc Aurel und einen Claudius Gothicus an. Auch in der Bettlerküche, die schon durch ihren Namen als ein alter Zufluchtsort charakterisiert wird sind römische Münzen zu verschiedenen Malen gefunden worden, so ein Vespasian und ein Commodus, Rv. Athena mit Nike (Museum Bern).

Hinter der ersten Jurakette liegt die Bergweide „*Schmiedenmatt*". Eine schön terrassierte Parzelle derselben heisst das Kilchhöfli. Hier sollen die ehemaligen Bewohner der Bettlerküche, Verfehmte und Ausgestossene, beerdigt worden sein. Diesem ganzen Bericht liegt offenbar eine alamannische Tradition zu Grunde, die durch verschiedene frühere Funde von Eisenzeug einige Bestätigung erhält. Oberflächliche Nachgrabungen auf dem Kirchhöfli, die der steinigen Bodenbeschaffenheit wegen sehr langsam vor sich gingen, ergaben freilich kein Resultat. Ob der Name Schmiedenmatt auf alten Eisenbau zurückzuführen ist, wie er z. B. auf einer andern Juraweide (Erlimoos zwischen Trimbach und Wiesen) konstatiert ist, mag vorläufig und bis zur Gewinnung positiver Anhaltspunkte dahingestellt bleiben.

Eine römische Strasse führte von Solothurn über Attiswyl, Niederbipp, Oensingen, Buchsiten nach Olten. Dass wir in dem von diesem Verkehrsmittel zweifellos berührt gewesenen Gebiet des heutigen Städtchens

Wiedlisbach.

auch römische Spuren finden, ist daher selbstverständlich. Jahn erwähnt eine 1828 gefundene Silbermünze des Decius. Weiter meldet dieselbe Quelle, dass in dem mitten im freien Felde stehenden, abgerundeten Hügel auf der Ostseite des Städtchens ein Gefäss gefunden worden sei. Dasselbe war unter Steinen versteckt und stimmt nach Jahns Beschreibung vollständig mit demjenigen überein, das in der römischen Ansiedlung von Inkwyl zum Vorschein kam. Auch das Stück von Wiedlisbach war aus rot und weiss geädertem Marmor. Was daraus wurde, ist unbekannt.

Am südlichsten Ende des *Kleinhölzli* zwischen Wiedlisbach und Walliswyl-Bipp liegt auf einer natürlichen Kuppe ein Tumulus von 7 Schritt Basisdurchmesser und 7 Fuss Höhe. Er besteht aus aufgeschüttetem grobem Kiessand und kleinem Geröll. 1843 gruben ihn zwei „Forscher“ von Ost nach West durch, wobei sie in halber Höhe auf ein Gerippe stiessen. Zur Rechten desselben lag ein langes, schmales, einschneidiges Messer, dessen Schneide spitzig auslief. Der Hefteinlass war im Verhältnis zur Klinge sehr kurz und trug noch Spuren kalzinierter Holzfasern. — Soweit Jahns Bericht im Archiv des bernischen historischen Vereins 1848. Unzweifelhaft haben wir es hier mit einer alamannischen Nachbestattung (oder Bestattung) zu tun, so dass sehr wohl auf dem Grunde des Hügels noch eine frühere Grabanlage existieren könnte.

Im Walde von

Walliswyl-Bipp

(Kirchweg-Bann) liegt gegenüber der Burgerallmend, einige Meter nördlich vom Punkt 482 der topographischen Karte ein Tumulus von zirka 25 Meter Basisdurchmesser und 2 Meter Maximalhöhe. Der verstorbene Pfarrer Flückiger von Niederbipp liess ihn vor einigen Jahren durchgraben, fand aber nur Kohlenschmitzen und Geschiebeplatten. Immerhin geschah die Untersuchung nur sehr flüchtig.

Zwischen Walliswyl-Bipp und Wangen, in letzterem Gemeindebezirk, fand man auf den Beunden eine Wohnstätte, die ausser durch namhafte Leistenziegelfragmente und Backsteine den Entdeckern durch Mauerreste und einen Zementboden auffiel. Auf Fundstücke wurde nicht weiter geachtet, doch ist nicht zu bezweifeln, dass es sich nach der Beschreibung um römische Rudera handelt.

Ein seltsames Fundgebiet ist bei

Oberbipp,

von wo dem bernischen Museum 1879 ein Steinbeil zukam. Man nahm an, es handle sich dabei um einen isolierten Landfund. Nun besass aber Schulinspektor Wyss in Herzogenbuchsee einen durchbohrten Steinhammer von derselben Stelle und 1903 übergab Dr. Reber in Niederbipp dem bernischen Museum einen gleichfalls von Oberbipp stammenden Reiber aus Serpentin.

Auf römische Besiedelung der Gegend von Oberbipp liessen allenfalls die Häusergruppennamen Rumisberg und im Rumi schliessen. Spuren zur Belegung dieser Hypothese konnte ich allerdings keine finden.

Im Sommer 1889 wurden in Oberbipp beim Graben einer Wasserleitung mehrere römische Münzen zutage ge-

fördert. Die Fundstelle liegt in der Nähe des Müllerweihers, (auf der Generalstabskarte 1 : 25,000 in der Mitte zwischen Punkt 536 und Müllersweid). Zwei der Münzen werden im „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde“ näher bezeichnet: I. Durchmesser 28 mm. VS. Gekrönter Kopf, nach rechts schauend Umschrift: CAES. AUG. P. M. TR. P. II. C. PS: Stehende Figur mit Lanze zwischen den Buchstaben S. C. II. Durchmesser etwas grösser als bei I. VS: Gekröntes Haupt mit der Umschrift: LVCILLAE. AUG. ANTONINIA.

Niederbipp.

Eine geradezu klassische Lokalität, in höherem Masse noch als Attiswyl, ist Niederbipp. Jahn hat über Niederbipp in seiner antiquar.-topographischen Beschreibung des Kantons Bern sehr genaues Material zur Verfügung gehabt, so dass der Einfachheit halber sein Artikel hier über die ältern Funde Bericht geben soll. Er schreibt:

„Schon in einer Notiz von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wird Niederbipp als ein Ort erwähnt, wo Spuren römischer Ansiedlung vorkommen, und zwar mit der Bemerkung, dass sich dieselben auf dem Platze der Kirche und des Pfarrhauses vorfinden. Eine neuere Notiz von der Mitte des vorigen (18.) Jahrhunderts meldet von Niederbipp folgendes: «Wahrscheinlich habe hier vor uralten Zeiten eine Stadt gestanden; man schliesse dies aus dem vielen Gemäuer und Strassenpflaster, welches sich hier allenthalben in der Erde befinde; auch seien vor kurzem bei dem Pfarrhause bleierne Dünkel mit ehernen Mundröhren und andere kuriose Sachen im Boden gefunden worden.»

„Was in dieser und in obiger Notiz von den Altertumsspuren Niederbipps mit besonderer Beziehung auf die

Lokalität des Pfarrhauses gesagt ist, hat auch heute noch seine volle Richtigkeit: Römerspuren zeigen sich zu Niederbipp verschiedentlich; in auffallender Menge kommen sie aber in demjenigen Dorfteil vor, welcher Kirche und Pfarrhof in sich begreifend, die Buchseren heisst — ein Name, der, nach früheren Bemerkungen, an sich schon das Vorhandensein römischer Altertumsreste verrät. An verschiedenen Orten, besonders in der Buchseren, trifft man in der Tiefe des Bodens auf viel altes Gemäuer von gebrannten und anderen Steinen, und dabei findet man Scherben von feiner hellroter Erde. Das Baumaterial besteht in Bruchstücken von Leistenziegeln, die, wo sie ganz zum Vorschein kommen, $1^1/_2$ ′ Länge und 1 ′ Breite haben. Dieselben erscheinen übrigens hie und da auch zu Wasserleitungen verwendet; man findet aber auch bleierne Wasserleitungsröhren in der Buchseren. Hier tönt es an mehreren Stellen hohl, wenn oben stark geschlagen wird. An einem Orte, wo eine Miststätte sich befindet, hat man nachgegraben und ist auf Mauerwerk gestossen, welches sich als zu einem Gewölbe gehörig auswies, indem man durch eine gemachte Oeffnung einen Rechenstiel bis ans Querholz hinabstecken konnte. Leider unterblieb aber die Untersuchung des Gewölbes, welches vielleicht ein Badegemach birgt oder zu einem Hypokaustum gehört. Im Pfarrgarten liegen Säulenstücke und Bauplättchen aus Juramarmor, die daselbst ausgegraben worden sind. Ebendaselbst verspürte man zu Anfang dieses Jahrhunderts bei Veränderung des Gartens und beim Aufführen einer neuen Gartenmauer einen ziemlich grossen Mosaikboden. Dabei fand man zugleich verschiedene Statuetten von Erz, unter anderm einen Mercurius und römische Kupfer- und Silbermünzen, die grösstenteils auf die Zofinger-Stadtbibliothek gewandert sind. Römische Münzen kommen hier auch anderwärts öfters vor. Von den gefundenen sind uns folgende Kupfer-

münzen bekannt geworden: ein verblichener M. Aurelius Antonius und ein wohlerhaltener L. Aurelius Verus in Grosserz, ein Galba, ein Traianus, ein Hadrian und ein M. Aurelius Antonius (Rv. Concord. Augustor.) in Mittelerz, in Kleinerz ein Gallienus und ein Constantius. Es fehlen auch nicht silberne Münzen, ja man spricht sogar von gefundenen Goldmünzen, und Ortskundige glauben, solche wie andere wertvollere Anticaglien seien allerdings gefunden, aber verheimlicht und in der Stille verkauft worden, weil beim Landvolk der Glaube herrsche, die Regierung habe das Recht alles im Boden Gefundene, was Metall ist und Geldwert hat, zu behändigen. Von grössern oder kleinern Fundstücken ist sonst nur folgendes bekannt. Im Jahre 1841 wurden zwei Stücke Roheisen feinster Qualität, an 250 Pfund schwer, beim Pflügen eines Ackers neben einem Wege zutage gefördert. Beim Ausroden einer alten Eiche wurden unter den Wurzeln vier Hufeisen von der Grösse der Maulesel-Hufeisen gefunden. Dem Mittelalter scheinen einige eiserne Pfeispitzen anzugehören, denn sie waren vierkantig und von der Form, wie sie im Mittelalter gebräuchlich war. Antik sind dagegen folgende hier gefundene bronzene Gegenstände: eine flache Pfleilspitze mit Widerhaken (6 ''' lang), ein Haken ähnlich einer Fischangel (2 '' 8 ''' lang), eine Stecknadel und eine mit dunkelbrauner Glanzpatina überzogene Kleiderhaft mit elastischem Dorn. — Letztlich sind noch die in Niederbipp beobachteten heidnischen Grabstätten zu erwähnen. In der Nähe des Kirchhofes sind vor einigen Jahren Reihengräber mit «Marmorplättchen» entdeckt worden. Von gefundenen Mitgaben verlautet nichts. Berücksichtigt man die altertümliche Beschaffenheit der dortigen Lokalität, so wird es mehr als wahrscheinlich, dass jene Gräber römischen Ursprungs gewesen sind, und es ist nur zu bedauern, dass die Mitgaben die ohne Zweifel nicht

fehlten, unbeachtet geblieben sind. Ausserdem wurde vor mehreren Jahren im Dorfe selbst ein ungewöhnlich grosses Gerippe zwischen zwei grossen Granitblöcken entdeckt. Von Beigaben, die in dieser höchst wahrscheinlich keltischen Grabstätte gefunden worden seien, verlautet gleichfalls nichts.

„Soviel von Niederbipp selbst, wo übrigens auch ein Heidengässchen, verdorben Keibengässlein, vorkommt. Es sind jetzt aber auch die Lokalitäten nachzuweisen, welche in der nähern Umgebung des Dorfes liegen und sich als altertümliche teils durch ihren Namen, teils durch Altertumsspuren und Fundstücke verraten.

„Bemerkenswert ist vorerst der altertümlich-ausländische Name «Abilon» den ein Stück Land trägt, welches sich vom Kirchhofe bis nach Oberbipp erstreckt. Weiter kommen in Betracht die Überreste eines Walles, welche zunächst ausserhalb des Kirchhofes, nordöstlich von diesem vorhanden sind; dabei herum sind römische Münzen, Ziegelstücke u. dgl. öfters zum Vorschein gekommen.“

Soweit Jahn. Er zieht dann allerdings weiter den Schluss, dass dieser Wallrest eine militärische Bedeutung der hiesigen römischen Niederlassung beweise, was mehr als zweifelhaft ist.

Zurückzukommen auf die von ihm erwähnten Fundstücke, so gehören Pfeilspitze, Angelhaken etc. der Bronzezeit an (Museum Bern). Die römischen Statuetten sind allerdings nicht bestimmt unter dem schönen Bestand des Museums Zofingen nachweisbar, doch weist auch hier die Tradition einige Stücke nach Niederbipp. Nach gefälliger Mitteilung von Dr. Fischer-Siegwart war es in der guten alten Zeit Usus, dass jedes neu ins Kollegium tretende Ratsmitglied löblicher Stadt Zofingen bei diesem Anlass die damals auf der Stadtbibliothek liegende Sammlung mit einem Präsentstück bedachte. So sollen anfangs des verflossenen Jahrhunderts die Statuetten von Niederbipp

in die Sammlung gelangt sein. Tatsächlich ist ein hübscher Merkur vorhanden.

Dass das Buchserenterrain von Niederbipp noch lange nicht erschöpft ist, beweisen die Funde, welche Pfarrer Flückiger bei gelegentlichen kleinern Nachgrabungen in den letzten Jahren gemacht hat. Der Jahresbericht des bernischen Museums pro 1893 verzeichnet unter den Eingängen:

„Von Herrn Pfarrer Flückiger in Niederbipp: Ein kleiner, stellenweise durchgerosteter Kessel aus dünnem Bronzeblech, mit hübsch verziertem Rande (Pfanne oder Kasserolle ohne Griff) aus der römischen Ruine im Pfarrhausgarten zu Niederbipp; ebendaher das Stück einer Mamorplatte, ein kleiner Backstein (Bodenfliess), römischer Ziegelgusszement usw.“

Im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 1894 Nr. 3 bringt Meisterhans einen Artikel, der mit einer summarischen Aufzählung der frühern Funde beginnt, wie wir sie aus Jahn kennen, und dann fortfährt:

„In letzter Zeit hat nun Pfarrer Flückiger ausserhalb des Kirchhofes, da, wo vor 40 Jahren ein Hypokaust abgedeckt wurde, einen Korb voll kleiner Säulchen aus Ton gesammelt, von verschiedener Form, aber genau gleicher Höhe, alle in der Längsaxe durchbohrt (Museum Bern und Solothurn). Es kann kaum zweifelhaft sein, dass je zwei oder drei derselben aufeinander gestellt und durch einen Stab verbunden wurden als Träger eines Hypokaust, denn auch Suspensuraplatten fanden sich dabei. In einem der Axenlöcher waren noch Eisenreste (Vide Schmids Recueil 1760. Hypokaust mit solchen Trägern in situ zu Culm.).

Die Höhe der Säulchen beträgt 10,8 cm.

Römisches Mauerwerk, Ziegel etc. findet sich bei der geringsten Anschürfung des Bodens im weitern Umkreis der Kirche, sowie sporadisch in andern Dorfteilen, wie

sich bei der Anlage der Hydrantenleitung vor wenigen Jahren zeigte.

Im Abilon selbst sind keine römischen Spuren zu finden; ein missverstandener Bericht und der allerdings sehr auffällige Name haben Jahn jedenfalls zu seiner Fundnotiz für diese Parzelle veranlasst.

Im Dorfteil Dürrmühle sind dagegen schon oft römische Münzen gefunden worden; bereits Wallier erwähnt einen Valerian Alexander.

Am Fusse der Lehnfluh dehnt sich auf einem Acker ein dichtes Gemengsel von römischen Spuren; bei einem Gang durch denselben fand ich zutage liegende Scherben von Siegelerde, Eisennägel und Bruchstücke von Leistenziegeln, sowie Mörtelklümpchen. Von unterirdischen Mauerzügen wollte freilich niemand etwas wissen, so dass anzunehmen ist, diese der Bodenbearbeitung hinderlichen Überreste seien längst ausgebrochen worden.

Trotzig und weithin sichtbar erheben sich über dem Dorfe Niederbipp die vordere und die hintere *Lehnfluh* als Gliederungen der ersten Jurakette. Die sehr schwer zugänglichen Plateaux der beiden Flühe tragen Überreste von gemauerten Brustwehren, die untere (hintere) sogar noch den Soodbrunnen und ein in den Felsen gehauenes Gelass. Ist auch der grösste Teil dieser Überreste mittelalterlich, so lassen sich doch mitunter römische Unterbauten erkennen. Dieser Umstand, sowie die vorzügliche, die Strasse beherrschende Lage berechtigen zu der Annahme, dass wir es hier mit römischen Speculæ oder selbst eigentlichen Strassenkastellen zu tun haben.

Aber noch weiter zurück reichen die Altertumsspuren auf der obern Fluh. Unter vielem Scherben- und Eisenzeug von der *Erlinsburg*, wie die ganze Anlage heisst, kam mir im Frühjahr 1903 eine zierliche Henkelscherbe

zu, die nach Form und Material spätestens der Eisenzeit angehört (Museum Bern).

Wallier erwähnt in seinem Münzregister:

„Alexander; caput laureatum PM. TP. COS.

Imp. M. Aurel. Valer. Alexander; cap. laur. PM. TR. P. COS. S. C. fig. mul. sed.

Imp. Caes. M. Anton. Gordianus

Imp. Caes. M. Aurel. Valer. Alex. Aug.

1749 bey Erlisburg in der Vogtey Bipp gefunden."

Jakob Amiet von Solothurn fand 1862 bei $1^1/_2$ m dicken Mauerresten eine Bronzenadel mit schaufelförmigem Köpfchen, einen Bronzering und eine bronzene Pinzette mit antiker Ornamentierung, welche Gegenstände jedenfalls römischen Ursprungs sind.

Eine Menge von unbedeutenden Fundstücken, wie deren immer noch auf den beiden Felsen und an deren Fuss zusammengelesen werden, sind in alle Windrichtungen hinaus verkramt worden. Der Verfasser sah römische und mittelalterliche Scherben friedlich in einem „Steinkratten" neben Bolzenspitzen liegen als Beute, die ein jugendlicher Archäolog an einem Sonntag Nachmittag in dem interessanten Revier gesammelt.

Von archäologischer Bedeutung ist ebenfalls die zu Niederbipp gehörende *Anteren*, ein Tälchen, das von dem Dorfe durch den Rützelenhöhezug getrennt ist. Im Hintergrund desselben zeichnen sich in dem nunmehrigen Weideland deutlich die Umrisse der fast zutage stehenden Grundmauern eines römischen Hauses ab, dessen Bedarf an Wasser durch ein noch bestehendes, offenes Reservoir am Abhang geliefert wurde. Das Haus war prächtig gelegen und hatte bei hellem Wetter eine ganz eigenartige Aussicht durch den Buchsgau hinunter.

Schon Jahn erwähnt, bei allerdings recht ungenauer Beschreibung der Lokalität, allerhand Funde von hier,

Münzen, Ziegelstücke etc. In neuerer Zeit kam bei einer zufälligen kleinen Nachgrabung neben Ziegelstücken eine Platte von geschliffenem weissem Marmor, ungefähr einen Quadratfuss messend, zum Vorschein. Wann diese, für eine systematische und nicht teure Ausgrabung ausserordentlich geeignete Ruine einmal von berufener Seite untersucht wird, das wissen zur Stunde wohl nur die Götter. Hoffentlich geht's hier dann auch einmal so, wie schon oft anderwärts, dass wir eines schönen Morgens hören, die Mauerzüge in der Anteren seien zu Bauzwecken ausgegraben worden!

Im Gebiete von Niederbipp liegen noch folgende Grabhügel (Nr. des Situationsplanes von Bannwyl):

Nr. 21. Im Scharnaglenbann, hart an der Waldgrenze liegt ein Tumulus von wohl 20 m Durchmesser. Die Oberfläche zeigt schwache Spuren einer frühern Anschürfung von unbekannter Hand.

Nr. 14. Grosser Tumulus etwas oberhalb der Strasse Bipp-Aarwangen „im Egg". 1895 schürfte Fellenberg den schon früher von Schatzgräbern arg mitgenommenen grossen Tumulus an und zog einen Graben quer durch. Er fand in arg gestörten Schichten gebratene Eicheln und einige Scherben.

Nr. 15. Im Rüttihofwald. Ein mächtiger Brandhügel, in dessen Mitte Fellenberg 1895 einen Schacht grub. Er fand neben Kohlen und Asche einzelne Urnenscherben und einen Pferdeschädel, der von einem später hier verscharrten Tier herrühren dürfte. Kommt es doch oft vor, dass umgestandene Tiere der Bequemlichkeit halber in solche Hügel vergraben werden. In Subingen z. B. stiessen wir in einem Tumulus auf die Skelettreste von einem Dutzend Stück Grossvieh.

Nr. 16. Dürrisrain. Fast unmittelbar hinter dem Grenzstein gegen Kestenholz liegt ein sehr grosses Grab. Schatz-

sucher hatten es schon vor Jahren durchwühlt, wobei ihnen, nach einer Mitteilung von Pfarrer Flückiger in Niederbipp, eine bronzene Urne in die Hände gefallen sein soll. Wer die Schatzgräber waren und was aus ihrer Beute geworden ist, wusste er auch nicht. Immerhin brauchen wir uns durch diese Überlieferung nicht zu sehr betrüben zu lassen, da sie die Wahrscheinlichkeit nicht auf ihrer Seite hat; in all' den vielen Gräbern bis nach Langenthal hinüber ist weder eine Cista, noch eine Situla zum Vorschein gekommen. Das Glaubhafteste ist, dass jene Schatzgräber ein Tongefäss und Bronzeobjekte erbeutet haben. In der Legende schmolz dann, wie dies nicht selten geschieht, Form und Materie zu einem Bronzegefäss ineinander.

Über die Untersuchungen Fellenbergs heisst es kurz im Jahresbericht des bernischen historischen Museums pro 1895:

„In den Monaten April und Mai wurden von Dr. Edmund von Fellenberg und Burgerschreiber Ryf in der Umgebung von Bannwyl (Rüttihof, Dörrisrain und Rüchihölzli) einige teilweise leider schon früher durchsuchte Grabhügel geöffnet und denselben Scherben von Aschenurnen entnommen."

Die Grabhügel Nr. 21 und 14—16 bilden gewissermassen Vorläufer der ausgedehnten Tumuligruppen von

Bannwyl.

Den ersten bedeutenden, aber auch nicht ganz genauen Bericht darüber gab Jahn, doch betreffen die kleinen Missverständnisse mehr nur die Lage derjenigen Tumuli, die er nicht selbst gesehen hat. Anderseits muss gesagt sein, dass Jahn ein sehr zuverlässiger Beobachter und Berichterstatter ist, da, wo er selbst die Objekte gesehen hat, ein Umstand, der gerade in bezug auf Bannwyl sehr

wichtig ist. Ich glaube auch, dass man Jahns Verdienst als archäologischer Bahnbrecher im Kanton Bern seiner unglücklichen skiagraphischen Marotte wegen nicht nach Gebühr würdigt. Die meisten Irrtümer in seinem „Kanton Bern“ sind darauf zurückzuführen, dass der vielbeschäftigte Mann nicht immer Gelegenheit hatte, die ihm zugekommenen Berichte an Ort und Stelle zu kontrollieren; die vielen veralteten Bezeichnungen und Erklärungen sind begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass seit jener Niederschrift bald 60 Jahre vergangen sind, ein Zeitraum, in welchem erst eigentlich die präzise Archäologie sich entwickelt hat.

In Jahns Bericht über die Bannwyler-Gräber lässt sich leicht nachweisen, welche derselben er selbst gesehen hat, und für diese sind seine Angaben zuverlässig; unsicher sind nur jene über die erste Gruppe, für welche er sich auf die Berichte anderer verliess; immerhin lasse ich den betreffenden Abschnitt aus seinem „Kanton Bern“ unverkürzt hier folgen, besondere Bemerkungen dazu auf die Beschreibung der einzelnen Gräber versparend. Er lautet:

„Vormittelalterliche Denkmale weist die Umgegend des Ortes in ihren Grabhügeln auf. Diese liegen im sogenannten Längwald, welcher sich in der Länge von Bannwyl bis Wiedlisbach, in der Breite von Niederbipp bis Unter-Walliswyl erstreckt.

Es bilden aber die Bannwyler-Grabhügel drei Gruppen. Die erste liegt südöstlich von Bannwyl, ungefähr auf der Marche der Ämter Wangen und Aarwangen; sie besteht dermalen noch aus drei Hügeln; ein vierter ist abgetragen worden. In diesem fand man in blosser Erde Spuren eines Gerippes, von welchem nur die Kinnlade erhalten war. In einem der andern welche von Schatzgräbern durchwühlt sind, fand sich neben einem Gerippe ein eisernes Schwert vor. Dasselbe war zweischneidig, 2‘ lang

und hatte einen langen, fast zweihändigen Griff; es wich also von der gewöhnlichen Form unserer Grabhügel-Schwerter bedeutend ab. Nach demjenigen zu urteilen, was sich in jenen zwei Grabhügeln vorgefunden hat, scheinen auch die zwei übrigen Hügel dieser Gruppe Beerdigungshügel zu sein, und der Umstand, dass die einzige gefundene Beigabe aus Eisen bestand, weist diese Gruppe der spätern römisch-helvetischen Zeit zu.

Die zweite Gruppe der Bannwyler-Grabhügel lag in demjenigen südlichen Ausläufer des Längwaldes, welcher als Eichwald die Ebene zwischen Bannwyl und dem Aareufer, Berken gegenüber, bedeckt und vom Waldwege nach Walliswyl begrenzt wird; er trägt den Namen *Bännli.* Die dortige Gruppe bestand aus zwei Hügeln, welche so ziemlich in der Mitte des Gehölzes nahe beieinander lagen. Beide hatten einen Durchmesser von acht Schritten bei einer Höhe von 3—4 und stellten so ein mässiges Kugelsegment dar. Sie waren lediglich aus Kieseln und Bruchstücken erratischer Blöcke aufgeführt und eine dünne Rasendecke bekleidete dieselben. Wegen ihres Steininhaltes wurden sie 1845 von den Landleuten geöffnet und zerstört. Hiebei kam im Zentrum des einen Hügels eine Aschenurne zum Vorschein, die aber leider zertrümmert wurde. Aus den gesammelten Bruchstücken ergibt es sich jedoch, dass dieselbe in Stoff, Form und Grösse den im Niederhard bei Langenthal erhobenen Aschenurnen gleich gewesen ist; nur fehlte dieser ein äusserer Anstrich der schwärzlichen Tonmasse. Von weitern erhobenen Grabfundstücken wollte nichts verlauten, ebensowenig davon, dass der Nachbarhügel eine Aschenurne enthalten habe. Dessenungeachtet ist wohl auch dieser, wie jener, ein Brandhügel gewesen. Mag auch die Errichtung dieser Grabhügel kaum in die keltisch-helvetische Zeit hinaufreichen, so stunden doch ihre Erbauer unter keltischem

Kultureinflusse. Dies beweist der Umstand, dass zum Aufbauen der Hügel ausschliesslich Kieselsteine und Bruchstücke erratischer Blöcke verwendet worden sind.

Die dritte und vierte Gruppe, jede aus zwei Hügeln bestehend, liegt nordöstlich von Bannwyl im Hölzli, einem Ausläufer des Längwaldes, der, an den Waldbezirk Römiswyl stossend, ein von Süden nach Norden ansteigendes, langgestrecktes Landvorgebirge bedeckt. Dieses, im Norden mit einem erhöhten Terrain zusammenhängend, fällt sowohl auf beiden Seiten, westlich und östlich, als auch in seiner südlichen Verendung so sanft und regelmässig ab, dass der Landmann sich zu der Annahme berechtigt glaubt, es sei die Höhe, auf welcher die Grabhügel stehen, einst Ackerland gewesen. War aber bei deren Erbauung hier kein Wald, so genoss man von der Anhöhe einer prächtigen Fernsicht, die, nebst der Nähe einer unten zu berührenden Strasse, bei der Wahl des Ortes zu einer Begräbnisstätte wesentlich in Betracht kommen mochte, da Grabhügel vorzugsweise an schön gelegenen Punkten und an Strassen errichtet wurden. Mitten auf dem obern oder nördlichen Teile dieses Landvorgebirges und nahe beieinander liegen die zwei Hügel der einen Gruppe. Sie sind in Form, Grösse und Konstruktion den zwei Hügeln im Bännli auffallend ähnlich. Der eine derselben wurde 1846 sondiert und zeigte eine erstaunliche Masse von Kieselsteinen und Bruchstücken erratischer Blöcke. Wahrscheinlich haben wir also auch hier, wenn nicht keltische, doch römisch-keltische Brandhügel mit Aschenurnen. Die zwei Hügel der zweiten Gruppe liegen ebenfalls mitten auf dem Rücken des Landvorgebirges, aber auf dem südlichen Teile desselben, der eine höher und der ersten Gruppe näher, der andere auf dem südlichsten Höhepunkt, und zwar oberhalb eines starken Erddurchschnittes, welcher den südlichen Abhang hohlwegartig von Westen nach

Osten durchzieht und der Rest einer Strasse zu sein scheint, welche aus der Gegend von Niederbipp nach Bannwyl und vielleicht über die Aare nach Stadönz und Herzogenbuchsee führte. Letztere zwei Hügel korrespondieren miteinander in gerader Linie, jedoch in bedeutendem Zwischenraume, und beide weichen in ihrer Form von den zwei Nachbarhügeln ab; sie sind nämlich einem abgestumpften Kegel, nicht einem Kugelsegment, ähnlich, und sie erheben sich im Verhältnis zu ihrer nicht sehr breiten Basis ungemein steil, besonders der untere, der bei einem Durchmesser von nur sieben Schritten eine Höhe von 9′ hat und oben mässig abgeplattet ist (die Gipfelfläche beträgt in ihrer von Norden nach Süden gerichteten Länge $2^1/_2$ Schritte, in der Breite zwei Schritte). Während der obere, etwas niedriger bei gleichem Durchmesser 7′ Höhe mit einer bedeutenden Abplattung von 2 Schritten ins Gevierte hat. Können beide Grabhügel als eine Art konischer Pyramiden gelten, so ist dies bebesonders beim letztern der Fall, denn es scheint, als wenn er, ursprünglich eine stark abgeplattete Pyramide, vier nach den Weltgegenden gekehrte Seiten gehabt und nur durch die Einwirkung der Zeit sich abgerundet habe. Längst schon galten diese zwei Hügel beim Landvolke als heidnische Grabstätten, da sie den Namen der „Hünengräber“ tragen; auch hatten dieselben, wie die meisten Grabhügel, schon Schatzgräber angelockt, die es jedoch mit leichtem Anschürfen bewenden liessen.“

Die Schlussfolgerungen, welche Jahn nun zieht, sind unrichtig, da er die Skelettgräber nicht als Nachbestattungen erkannte.

Da bezüglich der Grabhügel von Bannwyl ein unendliches Durcheinander in der Anordnungs- und Gruppenbezeichnung herrscht, das in einem seiner Berichte sogar unsern gründlichen Fellenberg zu Falle brachte, vergegen-

wärtigt beiliegende topographische Skizze die Stellung der Gräber. Sie sind numeriert und im Folgenden mögen nun die Fundberichte Jahns und Fellenbergs, als die massgebenden, Art und Lage der Fundobjekte in jedem einzelnen aufführen.

Im Archiv des bernischen historischen Vereins von 1848 beschreibt Jahn eingehend die in seinem „Kanton Bern", laut vorstehendem Abschnitt, summarisch behandelten Bannwylertumuli, sowie die Fundstücke, die ihm bekannt wurden oder die er selbst ausgrub. Seine Gruppenbezeichnungen sind folgendermassen zu verstehen:

Gruppe I: Die Hügel Nr. 10, 14, 15, 16.
„ II: Die Hügel Nr. 13, 18.
„ III: Die Hügel Nr. 1, 2.
„ IV: Die Hügel Nr. 3, 4.

Eine ganze Anzahl der existierenden Tumuli kannte Jahn also überhaupt nicht (5—9, 11, 12, 19—21.) Das Gräberfeld scheint seit Jahns Schürfungen Ruhe gehabt zu haben, bis anfangs der verflossenen 90er Jahre Burgerschreiber Ryf in Bannwyl auf indirekte Veranlassung von Pfarrer Flückiger in Niederbipp dasselbe neuerdings in Angriff nahm. Im Herbst 1892 stach er den Tumulus Nr. 2 an. Über die Resultate meldet der bernische Museumsbericht pro 1893 folgendes:

„Von Herrn Ryf, Burgergemeindeschreiber in Bannwyl bei Aarwangen (wurde angekauft): Ein aus mehreren dünnen Bronzedrähten zusammengerollter, sogenannter Noppenring, eine Anzahl Blechstücke aus hübsch verziertem Bronzeblech, welche zu einer Armschleife gehört haben und eine Anzahl Scherben von einer grossen Aschenurne. Alle diese Gegenstände wurden in einem Grabhügel im sogenannten Rüchihölzli oberhalb Bannwyl gefunden, welchen Herr Ryf ausgegraben hat. Da nach der Aussage desselben die Gegend noch mehrere,

teils ganz unerforschte, teils nur unvollständig untersuchte keltische Tumuli besitzt, beschloss die antiquarische Kommission auf den Antrag ihres Präsidenten, eine bestimmte Summe zu Ausgrabungen der dortigen Grabhügel auszusetzen.

Das Resultat der im Monat April und Anfang Mai, und Ende Juni und Anfang Juli 1893 unter der Aufsicht von Herrn Dr. Edm. von Fellenberg und Herrn J. Ryf vorgenommenen Untersuchungen dieser Grabhügel war folgendes:

Zuerst wurden drei Grabhügel im Rüchihölzli, nördlich des Dorfes Bannwyl, welche auf der Höhe eines mit Buchenwald besetzten Hügelzuges gelegen sind, untersucht. Die Lage der Grabhügel wurde möglichst genau auf das Siegfried-Kärtchen „Aarwangen" eingetragen und letztere von Ost nach West numeriert.

Wir können über diese Untersuchungen folgendes mitteilen:

Grabhügel Nr. 1, an einem alten Wegeinschnitt gelegen, noch ganz unberührt. Es fanden sich vor:

a. oberflächlich (60 cm tief) eine alemannische Nachbestattung mit Resten eines Schädels, Glasperlen aus gelbem Schmelz und Bernstein, und eine eiserne Gurtschnalle mit Spuren von Silbertauschierung, sowie zwei dünne Ohrgehänge aus Bronzedraht;

b. in der Tiefe des Tumulus: (bei 1,50 bis 2 m Tiefe) die Scherben einer zerdrückten Aschenurne, ein halbmondförmiges Eisen (Rasiermesser oder Amulett, Mondsbild?) und ein kleiner eiserner Dolch der typischen Hallstattform".

Grabhügel Nr. 2 war schon im Herbst 1846 von Jahn angegraben worden; er hatte eine Menge Steine konstatiert, die Ausgrabung aber nicht vornehmen können.

Zu diesem Tumulus meldet der erwähnte Museums-

bericht weiter: „Grabhügel Nr. 2, schon früher von Herrn Ryf teilweise untersucht. Die jetzige systematische Abtragung brachte in der Tiefe und ziemlich in der Mitte des Hügels eine zerbrochene Aschenurne zum Vorschein, welche auf einem Steinbett aus Rollsteinen stand. Unter dem Steinbett fand sich, in gestampften Lehm eingebettet, eine wohlerhaltene Schale aus halbgebranntem Ton".

Über eine partielle Untersuchung von Grabhügel Nr. 3, berichtet Jahn in dem bereits erwähnten Band 1848 des Archiv. Darnach wurde der Hügel in der Ausdehnung der Gipfelfläche (NS 2 1/2, OW 2 Schritte) nach unten ausgegraben. Dicht unter dem Rasen kam ein 1' mächtiges, breites Steinbett zum Vorschein, unter diesem gelber Lehmsand, aus dem der Hügel besteht, in äusserst trockenem, pulverigem Zustand.

Kaum 2' unter dem Gipfel stiess Jahn auf Skelettreste, die von NO nach SW orientiert waren. Reste der Arm- und Beinknochen, sowie das Schädeldach waren noch erhalten.

Unter diesem Bestattungsgrab zeigten sich graue Moderstreifen und lockere, staubartige Erde im Innern. (Aschenerde des später konstatierten Brandgrabes?)

In der halben Tiefe des Hügels fanden sich gewölbte Bronzeblättchen, deren konvexe Seite mit gepunzten Ornamenten verziert war.

Im Tumulus selbst kamen sparsame Kohlenschmitzen vor und auf dem natürlichen Boden eine Steinsetzung, in welcher ein erratisches Fragment auf seiner dem Boden zugekehrten Seite starke Feuerspuren zeigte.

Von zwei kleinen Scherben, einer roten und einer grauen, sowie einem schwärzlichen Silexsplitter, die von diesem Grabe stammen, sagt Jahn in seinem Bericht nichts weiter (Museum Bern).

Der Museumsbericht 1893 meldet über das Grab 3:

„Grabhügel Nr. 3 war vermutlich schon vor langer Zeit von den Herren Dr. A. Jahn und G. von Bonstetten am Ende der vierziger Jahre ausgegraben worden. „. . . Es fanden sich nur noch kleine Bruchstücke einer Urne vor.“

In Grabhügel Nr. 4, dessen Gipfelfläche 3 Schritt ins Geviert hielt, fand Jahn kein Steinbett oben, dagegen kaum 2′ unter der Oberfläche ein Skelett, von Ost nach West orientiert. Die starken Röhrenknochen waren noch da, der Schädel dagegen verschwunden. Der Bestattete hatte als einzige Beigabe zur Linken eine Scherbe von schwärzlich-grauem Ton mit rötlicher Aussenseite. Innen und aussen an derselben waren Steinkörner eingebacken; die Aussenseite zeigte deutliche Fingereindrücke, die innere Spatelstriche.

An diesem Grabe hat auch Pfr. Flückiger experimentiert.

Der gleiche Museumsbericht (1893) erwähnt Jahns Nachgrabung nicht, nur die letztere, er sagt:

„Gr. Nr. 4 im Rüchihözli, im Walde des Herrn Paul Flückiger in Dürrenroth gelegen. Dieser grosse Tumulus ist von Herrn Pfarrer Flückiger in Niederbipp durch ein in der Mitte gegrabenes, kreisförmiges Loch teilweise in seiner ursprünglichen Lage zerstört worden. Herr Flückiger fand Reste einer Aschenurne, die verloren gingen. Die systematische Abgrabung des Hügels ergab:

a. die Blosslegung eines mächtigen, sehr regelmässigen Steinkreises von 7 m Durchmesser.

b. Eine vorzüglich erhaltene Aschenurne mit halbkalzinierten Menschenknochen gefüllt, einen zerbrochenen und drei wohlerhaltene Ringe aus mehrfach zusammengewundenem, dünnem Bronzedraht in der Form der sogenannten Noppen und zwei Armringe aus dickem Bronzedraht, zwei solche aus Bronzeblech mit kreisförmigen Verzierungen, einen eisernen Ring und Bruchstücke verzierter Tongefässe.“

Grabhügel Nr. 5 (Nr. 10 der beiliegenden Karte). Dieser im sogenannten Moosbann, nördlich vom Rüchihölzli (in dichtem Unterholz von Buchen) gelegene Tumulus schien ganz unberührt zu sein.

Dessen Abtragung ergab:

a. eine oberflächliche alemannische Nachbestattung (40 bis 50 cm tief) mit Resten einer ganz verrosteten eisernen Gurtschnalle mit bronzenen Knöpfen und einer Anzahl zerstreut im Boden liegender Perlen aus gelbem Schmelz von einem Halsband herrührend.

b. In der Tiefe von 2 Metern fanden sich die zerdrückten Scherben von zwei vollständigen Aschenurnen und einzelne Scherben eines dritten Gefässes. In der Nähe einer dieser schön verzierten Urnen aus schwarzem Ton lag unter den Wurzeln einer grossen Kiefer ein leider in zwei Teile zerbrochenes, 0.83 m. langes, eisernes Schwert von der Hallstattform. Die Griffzunge war ebenfalls in drei Stücke zerbrochen. Dieses wegen seines typischen Charakters die Chronologie der Grabhügel von Bannwyl genau fixierende Fundstück ist in den Grabhügeln unseres Landes sehr selten. Über dem Schwerte fand sich ein leider zerbrochenes halbmondförmiges Stück Eisen, wie in Grabhügel Nr. 1.

Grabhügel Nr. 6 (Nr. 11 der beiliegenden Karte). Im *Bännliwald* oder Kellersrain, auf dem sogenannten Mergelenboden, westlich von Bannwyl gelegen.

Dieser grosse Tumulus wies alte Fuchs- und Dachsbauten auf und ein in eine solche Röhre verschlepptes Bronzebeschläge (wahrscheinlich von einem Kessel ??), ausserdem die Scherben einer grossen zerdrückten Aschenurne und zweier kleinerer Schalen, sowie tassenförmiger Gefässe aus fein geschlemmtem Ton, die teilweise rot bemalt waren.

In sämtlichen Grabhügeln wurden mehr oder weniger grosse Steinsetzungen von verschiedener Form konstatiert.

Grabhügel Nr. 7 (Nr. 12 der Karte). Dieser nachträglich (im Monat Juni und Juli) ausgegrabene Grabhügel liegt ebenfalls im *Bännliwald*, unweit des vorigen. Es fand sich in diesem grossen, schon stark abgeflachten Hügel, ein gewaltiger, regelmässiger, kreisförmiger Steinkranz und eine gewaltige Steinsetzung aus bis mehrere Zentner schweren erratischen Blöcken aufgebaut. Als Beigabe lagen in der stark sandigen Erde die Scherben einer grossen Aschenurne aus gelblichem, halbgebranntem Ton".

Im folgenden Jahre untersuchte Ryf den noch bestehenden, 1845 laut Jahn's Berichten von den Anwohnern nach Steinen durchwühlten Grabhügel Nr. 13 im *Bännliboden*. Der Tumulus war ziemlich abgeflacht. Ryf fand Scherben einer Aschenurne und einzelne Eisenfragmente. Einige Meter jenseits des Hügels zeigte der Boden eine kleine Erhöhung von etwa einem Meter Durchmesser; nach einigen Spatenstichen kam eine gut erhaltene tassenförmige Schale zum Vorschein (Museum Bern).

Nordöstlich von diesem Grab lag auf Punkt 18 der Karte dasjenige, welches 1845 zerstört worden war. Es hatte eine Urne enthalten.

Im Frühjahr 1895 nahm Fellenberg das Gräberfeld von Bannwyl selbst wieder in Angriff. Der bezügliche Museumsbericht lautet:

„In den Monaten April und Mai wurden von Herrn Dr. Edm. von Fellenberg und Burgerschreiber Ryf in der Umgebung von Bannwyl (Rüttihof Nr. 14 und 15, Dörrisrain Nr. 16 und Rüchihölzli Nr. 6 — 9) einige teilweise leider schon früher durchsuchte Grabhügel geöffnet und denselben Scherben von Aschenurnen entnommen."

Die Gräber Nr. 14—16 wurden bereits im Artikel Niederbipp behandelt.

Merkwürdigerweise enthält der Jahresbericht des Museums nichts weiter über die Ergebnisse aus den Gräbern Nr. 6—9 vom *Rüchihölzli*, so wenig als über die in der gleichen Kampagne entdeckten interessanten Mardellen im Erblehn (Nr. 17 der Karte).

Die Resultate waren folgende:

Grab Nr. 6: Prächtiger, festgefügter Steinkranz, in dessen Mitte eine grosse Urne.

„ „ 7: Ziemlich abgeflachter Grabhügel, der wegen Holzbestand nicht gehörig untersucht werden konnte; das Gleiche gilt von

„ „ 8, der mit dem vorhergehenden und dem nachfolgenden

„ „ 9 ein Dreieck bildet. Der letztere ist ein mächtiger, aber durch Rodung stark abgeflachter Tumulus. Er enthielt viele Scherben verschiedener Gefässe aus grauschwarzem Ton. In der Mitte fand sich ein quadrat. Block (Geissberger), den Fellenberg im ersten Augenblick für einen Opferstein hielt. Doch liess er die Ansicht wieder fallen, da Schalen und Blutrinne fehlen.

Die wichtigste Entdeckung der Kampagne von 1895 ist unzweifelhaft diejenige der Mardellen im *Erblehn*. Die vorrückende Wand einer Kiesgrube hatte in ihrer obersten Schicht einen Boden aus fest gestampftem Lehm angeschnitten, wobei zeitweise Scherben und seltsame Eisenbeschläge mit dem Kies in die Tiefe rutschten. Ryf machte Fellenberg auf diese Erscheinung aufmerksam und eine Sondierungsgrabung legte an jener Stelle drei nebeneinander liegende Mardellen von je 3 Meter Durchmesser bloss. Ausser sehr vielen Scherben, Eisenbeschlägen und einigen Kohlenstellen fanden sich drei eigentümliche, ziemlich rohe Webgewichte. Sie haben den Umfang kleiner Teller, die Form stark abgeplatteter Kugeln und sind in

der Mitte durchbohrt. Das eine trägt auf der Oberseite drei kreisförmige Verzierungen.

Jedenfalls haben wir es bei diesen Mardellen mit einem Teil der Wohnstätten derer zu tun, die ihren Toten auf dem nahen Rüchihölzli ein letztes Denkmal errichteten. Zu dieser Annahme berechtigen vor allem die Scherben, von denen einige typische Merkmale der Hallstattzeit aufweisen

Im Spätherbst 1900 ging Dr. v. Fellenberg an den noch übriggebliebenen Tumulus Nr. 5 im *Rüchihölzli.* Die vom Wetter recht ungnädig behandelte Ausgrabung schloss fürs Erste die Untersuchungen bei Bannwyl ab. Der Jahresbericht des bernischen historischen Museums gibt über diese Ausgrabung folgenden Bericht aus Fellenbergs Feder:

„Im Monat Mai 1895 hatte ich die Untersuchung der Grabhügel im sogenannten obern Rüchihölzli (im westlichen Teil des diesen Namen tragenden Waldes) und auf dem höchsten Punkt des Hügelzuges mit der nur teilweise ermöglichten Ausgrabung des zweit-östlichsten der vier in einer Reihe von West nach Ost sich befindenden Tumuli provisorisch abgeschlossen. Derselbe schien trefflich erhalten und allem Anscheine nach intakt, jedoch wuchs ziemlich auf der Mitte desselben eine mächtige Tanne, über dem Wurzelstock zirka 90 cm im Durchmesser messend. Der damalige Besitzer des Waldes, Herr Grossrat P. Flückiger in Dürrenroth, später in Lützelflüh wohnhaft, der an den prächtigen Hochtannen und herrlichen Buchen auf seinem Areal des Rüchihölzliwaldes seine Freude hatte, konnte sich nicht entschliessen, den Baum auf dem Grabhügel fällen zu lassen, und vertröstete uns auf die nicht ferne Zeit, wo wegen des Aufwachsens des jungen Nachwuchses die sämtlichen alten Bäume daselbst würden gefällt werden müssen.

Nach im Jahre 1899 erfolgtem Hinscheid des Herrn

Flückiger, wurde das Bauerngut in Bannwyl mit dem dazu gehörigen Anteil Rüchihölzliwald von dessen Pächter Leuenberger käuflich erworben und da nun Leuenberger im alten, teilweise sehr defekten Wohnhause, in Stallungen und Speicher viel Reparaturen zu machen gezwungen war und Holz dazu nötig hatte, entschloss er sich, die schlagbaren Bäume im obern Rüchihölzli zu fällen. Auf mein Gesuch wurde nun der Anfang mit der Riesentanne auf dem Tumulus gemacht.

Montag, den 14. November 1900 wurde unter Leitung von Oberbannwart Marti die Tanne gefällt und, genau wie beabsichtigt, in eine Lücke des Unterholzes geworfen wo der Schaden an demselben am geringsten war. Der Stock wurde auf dem Tumulus belassen, um sorgfältig abgegraben zu werden. Schon 1895 hatten wir den Hügel von der West- und Südwestseite angegraben und nur 50—60 cm unter der Oberfläche und etwa 3 Meter einwärts eine mächtige Steinsetzung blossgelegt, die jedoch wegen der grossen Wurzeln der Tanne nicht weiter verfolgt oder abgedeckt werden konnte. Wir hatten uns damals dem Tannenstamm auf etwa 1,50 Meter genähert. Schon 1895 stiessen wir im Innern des Hügels sofort auf die bekannte, feine, gelbe, sandige Erde mit viel grauer Asche (Ziegererde) und Kohlenschmitzen, im ganzen Tumulus herum zerstreut. Denselben massen wir nun freigelegt und erhielten die Masse: 10,60 Meter von Ost nach West und 12 Meter von Nord nach Süd. Im Jahre 1895 hatten wir in der Mitte der auf der Südseite teilweise blossgelegten Steinsetzung eine Anzahl grösserer grober Scherben gefunden und hatten gehofft, bei Abdeckung derselben die Scherben einer ganzen Urne zu finden, nach Blosslegung der mächtigen Steinsetzung, die sich als ein wahres, sorgfältig gearbeitetes Kyklopenwerk erwies, in welchem die Steine so sorgfältig und so kompakt durch Lehmverstrich

gefügt waren, dass dasselbe mit dem Pickel auseinandergerissen werden musste. Es ergab sich ferner, dass die Steinsetzung ähnlich wie diejenige im Hardwald bei Bützberg, einen altarähnlichen Aufbau aufwies von 1,5 bis 1,2 Meter Höhe, von länglicher Form mit abgerundeten, erhöhten Ecken, die gleichsam Pfeiler zur Befestigung des Baues darstellen. Das Steinbett war in den Ecken aus 4 Lagen grosser Feldsteine und Fündlinge, in der Mitte aus 2—3 Lagen aufgebaut; das Innere (der Boden) aus runden Feldsteinen sorgfältig gepflastert, der Boden bedeckt mit Asche und Kohlen, ohne Spur verbrannter Knochen. Die ganze, 3,60 m lange Steinsetzung, am Nordwestende 2,15 m, am Ostende (teilweise zerstört) 2,20 m, in der Mitte, unter dem Stock, zusammengedrückt, 2,60 m breit, war ganz eingehüllt in Ziegererde und Massen reiner Asche, die merkwürdigerweise an der Aussenseite der Steinsetzung am höchsten aufgeschüttet lag und am reinsten war. Sie war von silbergrauer Farbe, feinpulverig und fühlte sich sehr weich an. Man erhielt den Eindruck, als sei die Asche nach Verbrennungen vom Steinbett weggeräumt und um dasselbe aufgetürmt worden, um für neue Verbrennungen Platz zu machen. Der ganze Tumulus hat an Beigaben nichts ergeben; kaum einige Scherbenbrocken lagen im mächtigen Aufwurf herum zerstreut. Keine Urne. Somit bleibt die Frage offen, ob wir es hier nicht eher (vergleiche Abbildung) mit einem Brandopferaltar als mit einem Leichenbrandhügel zu tun haben (?)“ *)

Rekapitulation zum Gräberfeld von Bannwyl:

---

*) Die Untersuchung des Tumulus Nr. 5 im Rüchihölzli war die letzte Ausgrabung, welche Dr. E. v. Fellenberg durchzuführen beschieden war; ziemlich genau ein Jahr nach der oberaargauischen Kampagne von 1900 befiel ihn die Krankheit, von der er sich nicht mehr erholen sollte, deren Vorzeichen ihm aber schon bei jener Ausgrabung unter ungünstigen Witterungsverhältnissen Schonung geboten.

(Die Nummern sind diejenigen der beiliegenden Karte; das Jahr der Untersuchung ist beigesetzt; J = Jahn, R = Ryf, v. F. = Dr. E. v. Fellenberg).

Nr. 1. 1893 v. F. a) Oberflächlich alemannische Nachbestattung:
Eisernes Gürtelbeschläge mit Bronzeknöpfen, 4 dünne Armringe aus Bronze; sehr schönes Halsband aus kleinen gelben Schmelzperlen, grünen und braunen doppeltkegelförmigen Schiebern, grünlichweissen runden und dünnen Scheibchen und fünf ziemlich rohen Bernsteinschiebern. Skelettreste.

b) Hallstatt: Unverzierte Urne, eiserner Dolch und halbmondförmiges Eisenstück.

Nr. 2. 1846 J; 1892 R; 1893 v. F. Hallstatt: Urne mit seilartiger Verzierung auf der Schulter, eine kleine Schale mit schräg aufsteigender gerader Wandung und eine etwas grössere mit Ausbauchung und geradem Rand. Brozener Noppenring und ornament. Bronzeblechfragmente von einem Armring.

Nr. 3. 1846 J; 1893 v. F. a) Oberflächlich alemannische Nachbestattung: Skelettreste.

b) Hallstatt: Bronzeblättchen mit gepunzten Ornamenten. Zwei verschiedene kleine Scherben und ein Silexsplitter; Steinsetzung (J. 1846). Urnenscherben (v. F. 1893).

Nr.	4	1846	J:	1892 Flückiger; 1893 v. F. Hallstatt: Scherben; Urne mit drei Parallelkreisen um den Hals, mit Knochenresten gefüllt; einen zerbrochenen und 3 ganze Noppenringe; 2 Armringe aus dickem Bronzedraht; 2 solche mit kreisförmigen Verzierungen; 1 eiserner Ring; ornam. Scherben. Steinkreis von 7 Meter Durchmesser.
Nr.	5	1900	v. F.	Hallstatt: Steinsetzung, Urnenscherben.
Nr.	6	1895	v. F.	Hallstatt: Steinsetzung; Urnenscherben.
Nr.	7	1895	v. F.	nur angeschürft.
Nr.	8	1895	v. F.	nur angeschürft.
Nr.	9	1895	v. F.	Hallstatt: Scherben verschiedener Gefässe inmitten des Tumulus quadratischer Steinblock.
Nr.	10	1893	v. F.	a) Alemannische Nachbestattung in 50—60 cm Tiefe: Eiserne Gurtschnalle mit Bronzeknöpfen; einige kleine gelbe Schmelzperlen. b) Hallstatt: Zwei hübsch verzierte Urnen und Einzelscherben eines dritten Gefässes; eisernes Schwert, 0,83 Meter lang mit Gewebeabdrücken im Rost; eiserner Dolch; zwei eiserne Sporen und ein halbmondförmiges Stück Eisen. (Das Fundverzeichnis des Museums ist im Jahresbericht 1893 unvollständig).

Nr. 11	1893	v. F.	Hallstatt: Scherben einer Urne mit seilartiger Verzierung; Schale mit schräg aufsteigender Wandung; Schale mit Bauchung und zwei Parallelkreisen um den Hals (analoge Stücke kamen in den Gräbern von Subingen sehr häufig vor); Bronzefragment; zentrale Steinsetzung, aber kein Steinkranz.
Nr. 12	1893	v. F.	Hallstatt: Scherben einer Urne. Mächtige Steinsetzung und Kranz.
Nr. 13	1894	R;	1846 J. Hallstatt: Scherben einer Urne und Eisenfragmente. Besonders und abseits beigesetzt zierliche kleine Schale. Steinsetzung und Kranz.
Nr. 14	1895	v. F.	Hallstatt (wahrscheinlich): Einige Scherben.
Nr. 15	1895	v. F.	wahrscheinlich Hallstatt: Einzelne Scherben, Kohle und Asche. Steinsetzung nicht konstatiert.
Nr. 16	1995	v. F.	wahrscheinlich Hallstatt: Vereinzelte Scherben und Bronzeblättchen. Steinsetzung nicht konstatiert.
Nr. 17	Juli 1895	v. F.	Mardellen, Hallstatt: Scherben, Eisenfragmente, Webgewichte, Kohlennester; Boden aus gestampftem Lehm.
Nr. 18	1845		Zerstörter Tumulus, der eine Urne enthielt, von welcher Jahn noch Scherben bekam. Mächtige Steinsetzung.
Nr. 19			Noch nicht untersuchter Tumulus im Oberbipper-Burgerwald.

Nr. 20	1846	J.	Kohle und Asche.
Nr. 21			Von Pfarrer Flückiger angeschürft. Kohle und Fündlinge (vide Niederbipp, Scharnaglenbann).

Etwas jünger, als diese Grabfunde sind die Eisenmasseln, welche bei den Baggerarbeiten für den Aarekanal vor einigen Jahren bei Bannwyl-Berken gefunden wurden. Ein Teil des Fundes kam in das bernische Museum, die Hauptsache aber wanderte wohin?

Trotz eifriger Nachfrage war nichts über zweifellos im alten Aarebett zum Vorschein gekommene weitere Fundstücke herauszubringen. Es ist ganz unmöglich, dass auf der langen Strecke, welche der Kanal für das Elektrizitätswerk Wynau im alten Aarebett beschreibt, ausser diesen Masseln nichts gefunden worden sein soll; besonders drängt sich einem diese Überzeugung auf, wenn man bedenkt, wie dicht die Aareufer hier stets bevölkert waren und wie viele Flussübergänge bestanden haben müssen. Es gehört somit ein ungeheuer starker Glaube dazu, die offizielle Erklärung der Bauleitung des Aarekanals kritiklos hinnehmen zu können. Nach derselben wurde nämlich im alten Aarebett nichts weiter entdeckt, als das Schwellenwerk bei Wangen und die Eisenmasseln bei Bannwyl-Berken!?!

Gerade der Fall mit den Eisenmasseln zeigt wieder einmal, wieviel die Gesetzgeberei bis ins kleinste Detail nützt, wenn niemand sich getraut, den bestehenden Gesetzen und Verordnungen Nachachtung zu verschaffen. Meines Wissens ist schon seit Erbauung der ersten Eisenbahnen im Kanton an jede Konzessionserteilung für Bahn- oder Wasserbauten die ausdrückliche Bedingung geknüpft worden, dass alle dabei zutage kommenden Fundstücke dem Staat zufallen sollen. War diese Bestimmung auch dem Elektrizitätswerk Wynau gegenüber bindend, so war es Pflicht der staatlichen Organe, dafür zu sorgen, dass

die Fundstücke, und also auch der ganze Masselnfund, abgeliefert werde. Wenn ich an diese Geschichte denke, kommt mir das Angstgesetz von 1902 recht merkwürdig vor. Wer will erst diesem Gewirre von Vorschriften und Paragraphen in einer so heiklen Sache Nachachtung verschaffen, wenn elementare Vorschriften so leicht umgangen werden können, wie es in dem angeführten Falle geschah? So eng verbunden mit unserm bernischen Naturell ein Hang zur „Knorzerei“ und Erledigung aller Vorkommnisse nach Paragraph soundso vom Bureau aus ist, so dürfen wir auf archäologischem Gebiet von noch so vielen hochobrigkeitlichen Erlassen und wohlgemeinten Ermahnungszirkularen der Behörden kein Heil erwarten, solange wenigstens nicht, als die Museumsbeamten nicht einmal so viel Verfügungsrecht über ihre Zeit haben, dass sie ohne mehrfach bestätigte Erlaubnis auf einige Tage verreisen können, um die Spur irgend eines interessanten Fundstückes zu verfolgen. Bei den bestehenden Verhältnissen soll alles vom Bureau aus erledigt werden, und was bei dieser Praxis herausschaut, beweist der auf solche Weise eingelaufene Zuwachs bei der archäologischen Sammlung. Was uns fehlt, ist ein Fellenberg, der aus Liebe zur Sache sich in deren Dienst stellen, ein praktisches Meldesystem im Kanton herum anlegen und auf ersten Bericht die Fundstätte und den Finder aufsuchen würde. Ein solcher Mann würde der Sache mehr nützen, als ein ganzes Schock noch so gut gemeinter Gesetzlein und Reglemente.

Von Bannwyl hat das Museum einen ziemlich grossen römischen Mörser aus Stein, dessen Fundstelle immerhin nicht mehr genau zu eruieren war.

Die nächste Etappe im Aaregebiet, dem Flusslaufe folgend, ist das als Fundort für Hyænodon sp. (?) Amphicyon sp., Ancodus borbonicus Gerv (?), Authra otherium hippoideum Rütim., Doliochaerus Quercii (?) Amphimeryx, Cainotherium, Aceratherium (?) minutum Cuv., Tapirus helveticus, Theridomys Blainvillei Gerv. etc. aus der untern Süsswassermolasse auch paläontologisch interessante

Aarwangen.

Aus dem Gebiete der eigentlichen Ortschaft ist nichts von archäologischen Fundstücken bekannt geworden; desto reicher sind die Ergebnisse aus einigen in dem zwischen Aarwangen und Bützberg sich hinziehenden Walde gelegenen Grabhügeln. Eine Gruppe derselben liegt im Oberhard, im sogenannten Zopfen, ein einzelner mächtiger Tumulus im Moosberg. Schon Jahn erwähnt jene Gruppe im Abschnitt Langenthal-Oberhard und berichtet von einigen Funden, die von Schatzgräbern bereits hier gemacht worden, meldet aber, dass seine Nachforschungen bei zwei Hügeln im Oberhard (i. e. Zopfen) resultatlos verliefen.

Im Jahre 1899 nahm Dr. E. von Fellenberg auch diese Gräber systematisch in Angriff. Er schreibt darüber in den Jahresberichten des bernischen historischen Museums von 1899 und 1900 wie folgt:.

„. . . Von einer Abtragung der Grabhügel im Burgerwalde „Zopfen“ bei Aarwangen musste bis zum Frühjahr 1899 abgesehen werden, da ein prächtiger, hochstämmiger Tannenwald darauf stand. Im Herbst 1898 und Winter 1898/1899 wurde dieser Hochwald gefällt und sogleich dem Museum mitgeteilt, es liesse sich jetzt am besten eine Ausgrabung der Hügel vornehmen. Glücklicherweise lösten sich, sowohl bezüglich der Hügel im Weissenried, als auch der im Burgerwald bei Aarwangen stehenden, im Frühjahr

1899 alle Schwierigkeiten, und konnte die wichtige Vervollständigung der systematischen Untersuchung in der dortigen Gegend an die Hand genommen und sogleich durchgeführt werden, worüber hier nur in kurzer, summarischer Bericht folgen möge.

... Zopfen Nr. 1, ebenfalls hervorragend durch gute Erhaltung und namhafte Höhe und anscheinend intakt, war schon seit langem bekannt durch eine auf demselben wachsende Baumgruppe, nämlich durch vier auf ein- und demselben Riesenstock wachsende Tannen. Jede dieser aus demselben Stocke, hoch und schlank, emporragenden Rottannen war von Mannesdicke und noch alle vier kerngesund. Da der Wald, aus lauter solchen Prachtstannen bestehend, schlagreif war, wurden dieselben im Jahre 1898 gefällt, hingegen der merkwürdige Wurzelstock, aus welchem die vier Tannen emporgewachsen, wurde im Interesse der Wissenschaft und als Kuriosität von der Burgergemeinde Aarwangen geschont und, weil auf dem Grabhügel stehend, doppelt interessant, dem historischen Museum in Bern geschenkt mit dem Wunsche, es möchte der Stock in den Anlagen des botanischen Gartens oder des historischen Museums als Sehenswürdigkeit und Merkwürdigkeit aufgestellt werden. Wir übernahmen gerne das Geschenk, da durch Herausnahme des Riesenstocks das Innere des Grabhügels sogleich blossgelegt wurde und unter dem Stock Fundstücke erwartet werden durften. Es erforderte allerdings drei volle Tage Arbeit mit je 6 Mann, um den Riesenstock auszugraben und aus der Grube zu wälzen. Der Transport direkt aus dem Wald per Landstrasse nach dem historischen Museum war auch keine kleine Sache. Es gelang jedoch ohne Unfall, das 75 Zentner schwere Ungetüm in sehr günstiger Weise und von allen Seiten sichtbar, in der südlichen Anlage des Museums aufzustellen. Erst jetzt sieht man deutlich, dass es ursprünglich vier

dicht aneinander stehende Tannen waren, deren Wurzeln sich so gegenseitig umschlangen, dass sie zuletzt zusammenwuchsen und ein einziger, mächtiger Stock daraus wurde.

Unsere Hoffnung, unter dem Wurzelstock in der Tiefe eine Steinsetzung oder Urne oder noch mehr zu finden, wurde einigermassen getäuscht, wie denn das Resultat der ganzen Ausgrabung des Hügels quantitativ ein geringes, allerdings qualitativ ein überraschendes war. Schon beim Umgraben und Abhauen der Wurzeln fanden sich auf der Süd- und Westseite unter und in dieselben eingewachsen, zahlreiche grössere Urnenbruchstücke, anscheinend von einer grössern Urne aus sehr rohem Material und mit viel Quarzsand gemischt. Ich dachte an nichts anderes, als dass wir hier die zentrale Aschenurne gefunden hätten. Allerdings kamen auch Bruchstücke kleinerer Schalen vor, von weit feinerer Arbeit. Jedoch auch nach Herausnahme des ganzen Stocks, wodurch ein Loch von 3 Meter Durchmesser und 1 $^1/_2$ Meter Tiefe im Hügel entstand, zeigte sich am Boden und an den Wänden lauter feine, mit Asche und Kohle untermengte sandige Erde, jedoch keine Spur einer Steinsetzung. Aber auch, nachdem wir den zentralen Schacht bis zur äussersten Peripherie des Hügels erweitert hatten, fand sich nichts vor als feine Erde, noch hie und da von Kohlenpartikeln durchsetzt, welch letztere allmälich nach der Peripherie zu ganz aufhörten, jedoch keine Spur einer Steinsetzung oder eines Steinkranzes oder einzeln stehender „Merksteine“. Erst nachdem der Riesenstock entfernt war, wurde es möglich, die Dimensionen des Grabhügels genau zu bestimmen: Durchmesser von Nord nach Süden: 15 m; von Ost nach West: 14 m und die Höhe 1,70 m. Dann wurde auch der Mittelpunkt des Hügels bestimmt und es fand sich, dass die Riesentanne nordöstlich vom Mittelpunkt gewachsen war. Die Dimensionen wurden nun vom abgesteckten Mittelpunkt

aus gemessen. Ausser den oben erwähnten Urnenscherben fand sich unter und neben dem Stock nichts vor, wohl aber stiessen wir noch 50 cm tiefer als der Stock auf einen uralten mit faulem Laub uud Gras sauber ausgepolsterten Dachsenkessel, dessen Röhre weit ausserhalb des Grabhügels zutage getreten sein muss, aber offenbar längst verschüttet war.

Überraschend, wie oben gesagt, waren nun endlich die wenigen Funde, die gemacht wurden. Nur 70 cm südlich vom Rande des Stockes und 75 cm vom Mittelpunkt entfernt, fand sich eine 10 ½ cm lange, prächtig gearbeitete Feuersteinsäge. Die innere Seite der Schneide ist fein gezähnelt, leicht geschweift, während die Rückseite als vierkantige Leiste zugeschlagen ist und sehr bequem in die Hand passt. Der Stoff ist mattgrauer, feiner Feuerstein und die Arbeit eine äusserst sorgfältige. Näher am Mittelpunkt (zirka 50 cm) fand sich ein grösseres Stück des Randes einer grossen Urne aus grobem kieseligem Ton. Der Urnenrand ist breit, stark ausladend; um den obern Teil des Bauches läuft eine schnurförmige, rohe Verstärkungsleiste. Dieses Urnenbruchstück weist ganz sicher auf eine spätere Epoche, als die der Steinzeit, aus welcher die übrigen Funde stammen, hin. Die übrigen Urnenbruchstücke lagen näher an oder teilweise unter dem Stock. Noch auffallender war der Fund eines Steinkeiles aus Serpentin, von dreieckiger Form, um und um geschliffen, die Schneide schartig, ziemlich verwittert. Derselbe lag in der puren Aschenerde (Zieger) über dem Naturboden, in 7,80 m Entfernung nach Süden, vom Mittelpunkt aus gemessen, in 1,20 m Tiefe. Endlich fand sich in 3 m Abstand vom Mittelpunkt, in südsüdwestlicher Richtung und in der feinen Aschenerde, in ungefähr einem Meter Tiefe, eine sehr fein gearbeitete Pfeilspitze aus weissem, milchquarzähnlichem Feuerstein. Weiter fanden sich durchaus

keine andern Artefakte vor und doch wurde der ganze Hügel ausgegraben bis zur äussersten Peripherie, wo jede Spur von Asche und Kohle aufhörte.

Wir haben also hier das höchst wichtige Resultat, ein Brandgrab (denn ein solches war der Tumulus) aus der Steinzeit konstatiert zu haben, denn keine Spur von Metall fand sich vor, dagegen drei Steinartefakte. Es bildet dieser Hügel somit ein Analogon zu dem in den 70er Jahren von Herrn Custos E. von Jenner ausgegrabenen Brandgrab bei Niederried unweit Aarberg, in welchem schon früher die merkwürdigen Steinwerkzeuge ganz eigener Form, namentlich das wundervolle Chloromelanit-Prunkbeil, herrlich geschliffen und nie gebraucht (eine Zierde unserer Sammlung) gefunden worden waren. Ganz ähnlich wie Herr E. von Jenner im Niederried haben auch wir im Hügel I im Zopfen keine Steinsetzung, keinen Steinkranz oder Steinkern finden können, wohl aber über dem Naturboden eine mächtige Schicht von Asche und Kohlen durchmengter Erde (sogenannter Zieger), die sich in der Mitte des Hügels bis zur Höhe von 70—80 cm erhob.

Der Grabhügel Nr. II im Zopfen.

Sechsunddreissig Meter südlich des Hügels mit dem grossen Wurzelstock erhebt sich eine kleinerer, oberflächlich unregelmässig geebneter und stark abgeschwemmter Hügel. Eine mittelgrosse Eiche hat die Oberfläche vor noch stärkerer Verebnung geschützt, welche bei Anlass des letzten Holzschlages und Stockens der grossen Tannen geschehen ist. Auch soll derselbe schon früher einmal, nach der Aussage von Herrn Oberst Geiser-Flückiger sel., untersucht worden sein. (Diese Nachricht würde somit Jahns Bericht bestätigen; Jahn fand nichts bei seiner jedenfalls sehr oberflächlichen Untersuchung). Somit war die

Hoffnung auf Funde von Anfang an eine geringe, und in der Tat war die Ausbeute nicht sehr bedeutend, doch immerhin eine befriedigende und einige typische Fundstücke aufweisende. Die Dimensionen sind: Von Nord nach Süd: Durchmesser 12,70 m, von Ost nach West, (weil sehr abgeschwemmt) 14 m, Höhe unter der schützenden Eiche 1,30 m, sonst, rings um dieselbe, nicht über 1 Meter. Die Abgrabung wurde hier vom äussersten Rande aus auf dem Naturboden angefangen. Wir sahen bald, dass der Hügel nicht mehr intakt war. Die feine braune, sandige Erde war allerdings von Kohlenpartikeln durchsetzt und stark aschenhaltig, jedoch erst in der Nähe der Wurzeln der stehengebliebenen Eiche kam reine Aschenerde (Zieger) in grösserer Mächtigkeit vor. Auch bei diesem Hügel wurde annähernd der Mittelpunkt bestimmt. Einzelne unregelmässig zerstreute Scherben roher brauner und grauer Tonware gaben keine Andeutung von der Existenz einer noch erhaltenen Aschenurne. Auch suchten wir vergebens nach einer Steinsetzung oder einem äussern Steinkreis. In südöstlicher Richtung, vom Mittelpunkt aus in zwei Meter Entfernung, fanden sich zwei hohle Ringe aus dünnem Bronzeblech, von denen nur die obere Seite, die durch Nieten auf eine Unterlage (aus Holz?) befestigt war, erhalten ist, kleinere Bruchstücke einer eisernen und das Drahtgewinde einer bronzenen Fibula vom Früh-La-Tène-Typus. Unweit davon fand sich ein sehr schön erhaltener Schaber oder Messer aus weissem Feuerstein mit einseitiger Schneide, und, in 3 Meter Abstand vom Zentrum, ebenfalls wie obige Funde, einen Meter tief und auf dem Naturboden in Aschenerde liegend, in nordwestlicher Richtung zwei eiserne Ringe mit Knopf, wohl von einem Wehrgehänge (?) und die Bruchstücke einer kleinen halboffenen bronzenen Armspange, mit hübsch verziertem polygonalem Endstollen. Um möglichst alles zu durchforschen, wurde

zuletzt mit Vorsicht auch der Wurzelstock der stehengebliebenen Eiche untersucht und derselbe teilweise untergraben, und da fanden sich im letzten Augenblick, als man schon die weitere Grabung einstellen wollte, die auf einem Haufen liegenden Scherben zweier schöner Gefässe aus geglättetem, grauem Ton, eines Topfes und einer Schale. Diese beiden Gefässe lagen in purer Aschenerde, ohne Spur einer Steinsetzung oder eines Decksteins. Vielleicht birgt der Untergrund der Eiche, die wir schonen mussten, doch noch das eine oder andere Fundstück, weil da nie gegraben worden zu sein scheint und nicht gestockt werden konnte.

. . . Zum Schluss mögen noch einige Masse der ausgegrabenen wichtigsten Gegenstände der 1899er Frühjahrs-Kampagne folgen:

. . . Tumulus I im Zopfen: Säge aus Feuerstein: Länge der Schneide 10,7 cm, Rücken 6 cm, Breite 2,2 cm; Steinkeil: Länge 8 cm, Breite der Schneide 5 cm; Dicke 2 cm; Pfeilspitze: Länge 2 cm, Breite der konkaven Basis 1,5 cm.

Tumulus II im Zopfen: Aschenurne in Gestalt eines birnförmigen, breiten Topfes: Höhe 23 cm, Durchmesser über dem obern Rande 17 cm, grösster Durchmesser 26 cm, Durchmesser des Bodens 19,5 cm.

Schale, flachkugelförmig. Höhe 8,5 cm, Durchmesser am obern Rande 8,5 cm, grösster Durchmesser 10 cm, Durchmesser des Bodens 2,7 cm.

2 Bronzeblech-Ringscheiben, hohl, mit Nietlöchern, sehr defekt: Durchmesser 3 cm.

2 eiserne Ringe: Durchmesser 4,5 cm und 5 cm.

Schaber oder Messer aus weissem Feuerstein: Länge 6 cm, Breite 25 mm.

Frägt man nun zum Schlusse nach dem Alter der im Vorstehenden behandelten Grabhügel (Hügel oder Brand-

gräber), so ergeben die Fundstücke, dass deren Errichtung zeitlich weit auseinander liegt.

Weitaus die älteste Brandbestattung ist die in Tumulus I im Zopfen, wie schon oben erwähnt, indem diese in die späteste Steinzeit zurückgeht. Was nun das Alter der übrigen Grabhügel angeht, so hat uns die Ausgrabung des Nr. III im *Zopfen* ein so reiches und charakteristisches Vergleichsmaterial geliefert dass es sich empfehlen dürfte, die Frage nach Alter und Stilart der untersuchten Grabhügel zu versparen, bis zur Beschreibung der Funde aus „Zopfen III". Soviel lässt sich schon jetzt sagen, dass die Errichtung der Grabhügel von Bannwyl, Weissenried, Bützberg und Nr. 2—4 im Zopfen, in die Zeit der Spät-Hallstatt- und Früh-La-Tène-Periode, also etwa in das 5. oder 6. vorchristliche Jahrhundert fallen mag."

Soweit Fellenberg in dem erwähnten Bericht.

In seinem „Kanton Bern" schreibt Jahn bezüglich der Grabhügel im Zopfen (synon. Oberhard) und der Gruppe im Unterhard bei Langenthal, pag. 454:

„Sechs Hügel wurden im Unterhard, zwei im Oberhard geöffnet, nachdem hier der grösste Hügel bereits durch Schatzgräber seines Inhalts beraubt worden war, der jedoch für die Wissenschaft nicht ganz verloren ging. Über das materielle Ergebnis dieser Ausgrabungen, welche bei zwei Hügeln des Oberhardes erfolglos blieben, verweisen wir der Kürze halber, auf die Abhandlungen des historischen Vereins des Kantons Bern (Bern, 1848, Bd. I, Seite 87 und Seite 172—212)."

Über jene Schatzgräberei, die Jahn summarisch erwähnt, berichtet glücklicherweise J. A. Flückiger in seiner Geschichte des Amtes Aarwangen, wenn auch nur kurz:

„Vor einigen Jahren (184?) wurde der grösste Hügel im Oberhard durch Holzhauer angegraben; sie fanden

ein Stück Eisen, sowie Scherben. (Sammlung Flückiger.)“ Diese Funde sind jetzt verschollen und wir müssen froh sein, dass überhaupt eine Notiz auf uns gekommen ist.

Dieser grösste Hügel der Ausdehnung nach wäre der weiter unten zu behandelnde Tumulus Nr. 3. Alles lässt aber darauf schliessen, vor allem die der späten Hallstatt- oder frühen La-Tène Zeit angehörende Urne, dass auch Nr. 1 vor langem solch unberufenen Besuch erhielt, von der Fellenberg nur spärliche Überbleibsel fand. Die Hauptteile (quantitativ) des Gefässes und wohl auch die Metallbeigaben, die zweifellos nicht weit davon lagen, müssen einer Schatzgräberei zum Opfer gefallen sein. Diese eisenzeitlichen Scherben und vor allem ähnliche intakte Grabanlagen bei Subingen *) sprechen entschieden gegen Fellenbergs Annahme, dass wir es hier mit einem neolithischen Brandgrab zu tun haben, trotz der Steinartefakte, die der Zahl nach das Hauptergebnis aus diesem Grabe bilden.

Beim Gräberfeld Subingen lieferten mehrere Gräber Silexartefakte, eines einen Steinkeil, sogar Bergkristall kam vor. Neben diesen archaischen Funden ging zeitgenössische Keramik einher, zum Teil in sehr typischen Vertretern. Diese neolithischen Sachen waren zwar im ganzen Tumulus zerstreut, fanden sich aber doch hauptsächlich an der Peripherie der ursprünglichen Basis. In einem Falle (bei Grab I) war ein steinzeitliches, kleines Gefäss sorgfältig mit Kieseln eingefasst und überwölbt; bei Grab II fanden sich unter einer primitiven Steinsetzung nahe am Rand unverbrannte, zerbröckelte Menschenknochen. Bei diesem Depositum dürfte die Annahme am nächsten liegen, dass vor Errichtung des hallstatt-zeitlichen Brandhügels ein neolithisches Skelettgrab geöffnet wurde und die Knochen

*) Siehe Anhang Subingen Tumulus Nr. I, III, IV, V, VII, X, XI.

und auffälligen Beigaben am Rande beigesetzt worden sind. In diesem Falle wären die Silices nicht weiter beachtet und daher zerstreut worden.

Weniger wahrscheinlich, aber nicht ganz unbegründet ist die Annahme, dass neolithische Fundstücke, wie sie bis auf den heutigen Tag zum Vorschein kommen, besonders auf dem Terrain von Burgäschi und Inkwyl, schon den Eisenzeitleuten aufgefallen sind, daher aufgehoben und den Toten mitgegeben wurden. Noch heute erfahren ja zufällig gefundene Steinbeile und Pfeilspitzen seltsame Deutungen mit abergläubischem Beigeschmack. Das gewöhnlichste ist, dass diese Objekte in solchen Fällen für das mechanische Agens des Blitzes gehalten werden. Seltener kommt der Fall vor, dass ihnen eine geheimnisvolle Heilkraft zugeschrieben wird, besonders für die Behandlung kranker Tiere, in welchem Fall das Steinbeil oder die Pfeilspitze eine Weile in den für den vierbeinigen Patienten bereiteten Trank gelegt wird. Eine solche Verwendung eines Steinbeiles beobachtete der Verfasser auf einer Bergweide an der bernisch-luzernischen Grenze. Warum sollten die Eisenzeitleute nicht auch seltsame Kommentare zu den fremdartigen Sachen gemacht haben? Anachronistische Grabbeigaben kommen übrigens, wohl aus ähnlichen Gründen, in verschiedenen Varianten vor, z. B. Bronzetypen in gallorömischen und noch späteren Gräbern.

Eine dritte Möglichkeit wäre die, dass die neolithischen Formen sich noch lange neben dem teuren Metall erhalten hätten, weil sie ohne viel Mühe und Kosten beschafft werden konnten. Gegen diese Annahme spricht dann allerdings die Keramik, die denn doch von der eisenzeitlichen verschieden ist. Da sie in gleicher Einlagerung, wie die übrigen Steinzeitobjekte in einem Teil der Grabhügel vorkommt, so ist für die meisten Fälle doch die

erste Hypothese die nächstliegende, was nicht ausschliesst, dass in Einzelerscheinungen, auch die beiden andern Momente mitgewirkt haben. Wir dürfen also, bis weiteres Material diese Frage entschieden hat, annehmen, die Eisenzeitleute seien bei Anlage ihrer Grabhügel den neolithischen Vorbesitzern der Grabstellen gegenüber nach dem Grundsatze: „Otes-toi que je m'y mette" verfahren.

Bei Besprechung dieser Frage ist es angezeigt, Jahns Notiz zu Grab Nr. 4 in Bannwyl zu beachten. Nach derselben lag neben einem von einer alamannischen Nachbestattung herrührenden Skelett als einzige Beigabe eine Scherbe, die nach der genauen Beschreibung Jahns spätestens der Eisenzeit angehören kann!

Tumulus I im Zopfen kann also nicht als neolithisches Brandgrab betrachtet werden; der als Analogon von Fellenberg angeführte Hügel bei Niederried bleibe einer genauen Besprechung in einem für später vorgesehenen Abschnitt „Seeland" vorbehalten. Nebenbei sei übrigens darauf hingewiesen, dass sämtliche Gräber im Zopfen neben den Hallstattobjekten Feuersteinartefakte geliefert haben.

Über die bereits im Winter 1899 angefangene Untersuchung des Grabes *Zopfen III* schreibt Fellenberg im Jahresbericht des bernischen historischen Museums pro 1900:

„Als Fortsetzung des Berichtes über die Ausgrabungen im Jahre 1899, welcher im vorjährigen Jahresbericht des Museums mit der Untersuchung des Tumulus Nr. II im Zopfen bei Aarwangen abschliesst, beginnen wir mit der Untersuchung des Grabhügels Nr. III im Zopfen.

Imposant durch seine Grösse und Höhe war derselbe längst bekannt, ragte er doch im dortigen dunklen Tannenforst, weithin zwischen den Bäumen sichtbar, empor, ein vielbenutzter Rastpunkt der Jäger, in älterer Zeit von der Sage umsponnen und wohl auch vielfach vom Landvolk als „unghürig" verschrieen. Dicht mit hochstämmigen

Tannen besetzt, die eine systematische Durchforschung verunmöglicht hätten, lag derselbe nun vollständig abgeholzt zur gründlichen, sorgfältigen Untersuchung bereit. Dieselbe wurde erst am 20. November 1899, wegen Behinderung des Referenten in vorgängigen Tagen, unter der Leitung des Oberbannwartes von Aarwangen, Jakob Marti, mit sechs Arbeitern begonnen.

Der Tumulus Nr. III, auch der „grosse Hubel" genannt, lag mit seinem Mittelpunkt genau südlich, in 42 Meter Entfernung vom Mittelpunkt des untersuchten Nr. II (siehe vorjährigen Bericht). Er hatte eine elliptische Form und mass von Nord nach Süden 22, von Ost nach West 23 Meter und zeigte auch die bei vielen unserer Grabhügel charakteristische Erscheinung, auf der Ostseite, infolge der bei uns vorherrschenden West- und Regenwinde, stark abgeschwemmt zu sein, wodurch die genaue Begrenzung der ursprünglichen Aufschüttung sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Die Höhe über der ebenen Fläche des Waldbodens mass 2,10 Meter; der höchste Punkt lag westlich vom Zentrum. Von diesem Punkt aus fiel der Tumulus allmählich gegen Osten ab. Da ich in Analogie mit den im Zopfen schon untersuchten Grabhügeln I und II in Nr. III auch einen Brandhügel vermutete, liess ich von aussen her, an der Peripherie, und zwar auf der West- und Nordseite, die Abgrabung beginnen, wobei man den Vorteil hatte, die abgegrabene Erde nach aussen zu werfen, gründlich zu untersuchen, auszubreiten und im angeschnittenen Teil jeweilen ein klares Profil der Konstruktion des Tumulus vor sich zu haben. Würden wir auf einen Steinkranz stossen, so blieb ja dessen allmähliche Abdeckung und Freilegung, wie nicht minder diejenige eines eventuellen zentralen Steinkernes (Steinsetzung) oder eines quadratischen Steinbettes (bustum) wie im Hardwalde bei Bützberg vorbehalten. Nach Wegräumung der obern

Humusschicht, in welcher noch vielfach alte Wurzelstöcke und Wurzeln zum Vorschein kamen, zeigte sich sehr bald die feine, sandige, gelbe Walderde, durchsetzt von Kohlenpartikeln und graulich-weisser Asche. Bald zeigte sich auch die charakteristische feine, sandige, weissliche Aschenerde (der sogen. „Zieger“ der Arbeiter) ohne alle Steine oder andere Beimengungen, von Kohlenschmitzen durchspickt, als Aufschüttungsmaterial des Hügels. Das erste Fundstück war, im Nordwestquadrant, in zirka 70 cm Tiefe unter der Oberfläche und in zirka 1,20 Meter vom Rande des Hügels, in purer Ziegererde: ein sorgfältig gearbeitetes Feuersteinmesser von weissem, gewöhnlichem Silex; dasselbe ist leicht gekrümmt, die untere Seite glatt, konkav, die obere dachförmig gewölbt, mit Resten der Kalkkruste, die Schneiden zugeschärft, das eine Ende meisselförmig zugeschlagen. Zu gleicher Zeit, in ungefähr demselben Abstand vom Aussenrand des Tumulus und auch in derselben Tiefe (80 cm), fanden wir einen Armring aus gewundenem dünnem Bronzedraht und zwei Eisenringe mit Knöpfen, wie wir solche schon vielfach in andern Grabhügeln als Riemen- oder Gurtbeschläge gefunden haben, und endlich eine kleine, trefflich erhaltene, bronzene Fibel des Früh-La-Tène-Typus mit je zwei Spiralen beidseitig des bogenförmigen Bügels. Letztere Gegenstände lagen im Südwestquadranten, ebenfalls in zirka $1^1/_3$ Meter Entfernung vom Rande des Hügels. In eben diesem Abstande kam nun im ganzen Umfang der Abgrabung, auf dem lehmig-kiesigen Naturboden, eine rotgebrannte Lehmschicht von $1—1^1/_2$ cm Dicke zum Vorschein, bedeckt von einer zusammenhängenden Kohlenschicht. Diese lag in 1,45 m Tiefe und hob sich von der Peripherie des Hügels zusehends gegen die Mitte.

In dieser Kohlenschicht kam das Bruchstück des Bodens eines kleineren Gefässes mit einem bis über die

Mitte reichenden Stück des Bauches, aus rohem, halbgebranntem Ton zum Vorschein, wohl zur Aufschüttung gehörend, wie der folgende Gegenstand. (Das nach Analogie anderer ergänzte Gefäss hat die Form einer kleinen Urne von kurzbirnförmiger Gestalt mit kurzem, geradem (?) Hals, Höhe zirka 8 cm, grösster Umfang 28 cm, Durchmesser am Mundrand zirka 45 mm, Durchmesser des Bodens 5 cm.)

In derselben Höhe fand sich, in der Nähe, ein in zwei Stücke zerbrochener tordierter Bronzedraht, halbkreisförmig mit abgebrochenem gekrümmtem Ende, wohl ein Henkel zu einem Bronzekessel (?).

Beim gleichförmigen weitern Abgraben, gleichzeitig von der Nord- und Westseite gegen das Zentrum des Hügels vorrückend, nahm die Aschenerde an Mächtigkeit zu, während die Brand- und Kohlenschicht am Boden gegen die Mitte zu schwach anstieg. Von einem Steinkranz oder einzelnen isolierten (Merk?-) Steinen keine Spur; auch zeigte sich die ganze Aufschüttung des Hügels ohne ein einziges Steingerölle; nichts als feine, sandige Aschenerde. In 4 Meter Entfernung vom äusseren Rande, in 1,20 m Tiefe, kamen in reiner Aschenerde: Eine Anzahl blauer Kobaltglasperlen, eine flache Bernsteinperle, und, unweit davon, eine wohlerhaltene bronzene Früh-La-Tène-Fibel, endlich, Tags darauf, im Umfang von höchstens 60 cm im Quadrat noch eine ganze Anzahl blauer Glas- und braunroter Bernsteinperlen zum Vorschein. Wir hatten ein auf kleinem Raum zerstreutes Kollier gefunden. Dasselbe besteht aus 19 ganzen, wohlerhaltenen, kugelförmigen Perlen aus dunkelblauem Kobaltglas, von denen zwei durch ovale Einsätze aus weissem Schmelz verziert sind; eine Perle besteht zum grösseren Teil aus weissem Schmelz, in welchem das blaue Glas die Basis bildet und in elliptischen Partien aus dem oberflächlichen weissen Schmelz hervorleuchtet. Eine grössere blaue Perle ist kanneliert, eine

andere melonenförmige kannelierte Perle zerbrach bei der leisesten Berührung und ebenso zerfielen verschiedene andere sehr verwitterte Perlen aus Glas und weissem Schmelz bei dem Versuch, dieselben abzubürsten. Im ganzen mag das Kollier 22—24 Glasperlen enthalten haben. Ausserdem fanden sich im ganzen, als zu demselben Kollier gehörig 25 Perlen aus Bernstein, teils in Scheiben-, teils in Kugelform, eine einzige, ziemlich dicke, von polygonalem Umriss, ausserdem die Bruchstücke von 2—3 anderen Bernsteinperlen. Der Bernstein ist auswendig matt, bräunlich verwittert. Im Innern jedoch noch durchscheinend und von dunkelroter Farbe, hat Glasglanz und muschligen Bruch. Die Grösse der Perlen variiert zwischen 5 (den kleinsten kugelförmigen) und 20 mm (der grössten scheibenförmigen). Sämtliche Perlen sind beidseitig etwas abgeflacht und mit einer 1—1½ mm messenden Durchbohrung versehen.

Ein weiterer wichtiger Fund wurde am 24. November im Nordwestquadranten gemacht, in 1 Meter Tiefe, in sandiger Aschenerde, in 7,50 Meter Abstand vom angenommenen Mittelpunkt des Hügels, nämlich eine prächtig erhaltene bronzene Fibula vom sogenannten Certosatypus mit leicht gekrümmtem, ausgeschweiftem Bügel, doppelter Spirale, unter welcher ein gravierter Doppelknopf mit Scheibchen als Verzierung angebracht ist. Der Bügel endet in einer flachen Scheibe, der Nadelhalter ist flach, dreieckig, die Nadel selbst fehlt und konnte trotz allen eifrigen Suchens nicht aufgefunden werden. Länge der ganzen Fibula 13,5 cm. In der Nähe der Fibula, etwa 1 m südlich davon und in gleicher Höhe lag ein Spinnwirtel aus glattem, rötlichem, hartgebranntem Ton (Durchmesser 28 mm, Höhe 17 mm) und unweit des Spinnwirtels ein Armring aus dünnem Bronzedraht, und etwas weiter gegen die Mitte zu: zwei dünne Armringe aus Bronzedraht mit verzierten Ende-

knöpfen, Tiefe: 1,20 m und 4,90 m vom Zentrum entfernt. Alle obenerwähnten Gegenstände lagen noch innerhalb des Nordwestquadranten, einzelne nahe der Nordsüdlinie. Gegen die Mitte des Tumulus nahm auch die graue Aschenerde (der sog. Zieger) zu, ebenso die den Naturboden bedeckende, konvex ansteigende rote Brand- und Kohlenschicht, welche bereits 30—32 cm Höhe besass. Etwas südlich der obenerwähnten Fundstücke fand sich eine wohlerhaltene eiserne Drahtfibula mit halbkreisförmig gebogenem dickem, inwendig mit Rinne versehenem Bügel, der Früh-La-Tène-Form, noch an die ältere Form der sogen. Kahnfibel erinnernd; die Spirale mit 4 Windungen, der Nadelhalter gerade, mit Endeknopf verziert; die Nadel fehlt zum grössten Teile. Nicht weniger ergiebig erwies sich die Südwest- und Südseite des Tumulus, wo der Südwestquadrant folgende Fundstücke ergab: ein Armring aus dickem Bronzedraht, trefflich erhalten mit Endeknöpfen zwei eiserne Ringe mit Knöpfen (immer beisammen) und als wichtigstes Fundstück der ganzen Ausgrabung, weil sehr selten, eine wohlerhaltene eiserne Fibula vom Certosatypus. Der breite Bügel ist im Winkel gebogen, von spitzovaler Form, in der Mitte am breitesten, schildförmig, die Spirale doppelt, das Ende des Bügels mit Knopf versehen, der Nadelhalter rinnenförmig. Die abgebrochene Nadel fand sich in der Nähe. Länge 9 cm; Breite des Bügels an der winkelförmigen Knickung 18 mm.

Am unteren Ende des Bügels befindet sich ein kreisrundes, eisernes Scheibchen befestigt, welches ohne Zweifel mit einer farbigen Email- oder Schmelzscheibe verziert war. Unweit dieser Certosafibel kam eine eiserne Fibel mit bogenförmigem Bügel aus dickem Eisendraht, vom Früh-La-Tène Typus zum Vorschein. Die Spirale hat vier Windungen, Nadel und Nadelhalter fehlen. Diese Gegenstände lagen gegen Westen 2,20 m vom Mittelpunkt

entfernt und 1,20 m tief, noch im Südwestquadrant. Unweit davon, und augenscheinlich zu obigen Gegenständen gehörend, fand sich ein verzierter, bronzener Armring mit Endknöpfen und ein einfacher unverzierter von derselben Grösse und endlich zwei ungleich grosse Ringe, wovon einer flach, scheibenförmig, ohne Knöpfe, aus Eisen (Beschläge oder Gurtringe).

Am 28. neue schöne Funde: Zwei beinahe geschlossene Armringe aus Bronze ohne Endeknopf, verziert und ferner ein verzierter mit Endeknopf (oder Stollen). Lage: 6,60 m vom Mittelpunkt gegen Südwest, also im Südwestquadrant, aber auffallenderweise in einem viel höhern Niveau gelegen, als vorige Funde, nämlich nur 60 cm tief unter der Oberfläche. Am 29. fanden sich ganz in der Nähe der am vorigen Tag zum Vorschein gekommenen Armringe neuerdings zwei derselben aus dünnem Bronzedraht und unverziert. Da dieselben nur 30 cm südwestwärts der vorigen lagen, muss man sie als dazugehörend betrachten. Ferner am Nachmittag ein grosser massiver, geschlossener Armring, zwei kleine geschlossene Ringe (Perlen) aus Bronze und das Randstück einer hübsch geschwungenen Schale aus feinstem schwarzem, geglättetem Ton.

Die Ausgrabung war nun am Donnerstag den 30. November, bis zur Mitte des Tumulus vorgerückt und auf der Nordseite war man schon ein Stück weit in den Nordostquadranten eingedrungen. An demselben Tage fanden sich in südöstlicher Richtung (also im Südostquadranten) wieder drei Armringe aus dünnem, unverziertem Bronzedraht, die aufeinander lagen und von uns zuerst für eine zusammenhängende Armspirale gehalten wurden. Diese lagen in 6,70 m Abstand vom angenommenen Mittelpunkt und, wie vorige, in einem höhern Niveau, d. h. 50 cm tief. Die Entfernung von 15 m vom Westpunkt bewies,

dass wir uns schon im Südostquadranten befanden. Der Habitus des Innern des Tumulus war sich fortwährend gleich geblieben. Durch die ganze Höhe desselben, bis auf 20 cm unter der Rasennarbe, zeigte sich die sandige, aschen- und kohlendurchmengte, feine Erde; einzelne, aber nicht zu verfolgende Lagen waren erdig (gelb), andere mehr aschenhaltig (grau). Auf der Nordseite stiessen wir in einer Tiefe von 60—70 cm auf einen alten Fuchsbau. Die sorgfältig gegrabene Röhre von 25—28 cm Durchmesser war mit verfaultem Laub, Gras und mit eingeschwemmtem Sand und feinem Kies erfüllt. Sie schien sich noch weiter in den Hügel zu erstrecken, hörte aber, wie wir später sahen, bald auf.

Ein hochinteressanter Fund erfreute uns wieder am 1. Dezember als, ganz in der Peripherie des Tumulus, in südöstlicher Richtung, also im Südostquadranten, in 3,20 m Entfernung vom Südpunkt und 8,60 m vom angenommenen Zentrum, ein herrlich patiniertes, bronzenes, radförmiges Gehänge zum Vorschein kam. Es ist dies eine Rosette in Form eines Wagenrades mit 8 Speichen und beidseitig erhöhter Nabe. Es stellt dieses Ziergehänge (denn einen praktischen Zweck kann es nicht gehabt haben) offenbar die strahlende Sonne dar, das Sonnenrad. Die beidseitig kegelförmig erhöhte Nabe ist kreisrund durchbohrt und diese zylindrische Durchbohrung vom langen Tragen an einem Riemen auf einer Seite (der obern) stark abgenutzt. Der Durchmesser des Amuletts ist 4 cm, die Höhe der kegelförmigen Nabe, am nicht abgenutzten Teil, 18 mm. Dieser Fund lag ebenfalls in einem höhern Niveau, 50 cm tief. An demselben Tag fand sich im Nordostquadranten ein massiver Ring aus Bronze, ein Gegenstück zu dem obenerwähnten und von ganz den gleichen Dimensionen, ebenfalls schön patiniert. Lage: vom angenommenen Zentrum 6,70 m, vom Nordpunkt gegen Ostsüdost 3,40 m, eben-

falls im höhern Niveau von 80 cm Tiefe und unweit davon der sehr defekte und verwitterte unterste Teil einer zweiten Certosafibel (Nadelhalter mit Endeknopf und Scheibe). (Dürfte als Bruchstück in die Aufschüttung geraten und nicht als Beigabe zu betrachten sein.)

Am 3. Dezember endlich fanden sich ebenfalls im Nordostquadranten, unweit der letzterwähnten Fundstelle, in zirka 5,80 m Entfernung vom Mittelpunkt und etwas östlicher als vorige eine Anzahl Bronzeblechstücke, reich verziert durch geometrische Ornamente in getriebener Arbeit (Schnurornament, Kreis mit Zentralpunkt, Perlenschnur, Rhomben mit Voluten, gekreuzten und Dreieckbändern etc.) und ein leistenförmiges Randstück aus Bronzeblech, woran durch eiserne Nieten zwei abgebrochene eiserne Haken oder Ösen befestigt sind. Die Leiste des Randstückes ist verziert durch feine Strichelung oder Kannelierung und in gleichmässigen Abständen aufragende Bronzeknöpfe. Die leichte Biegung des Randstückes scheint auf den Rand eines Kessels hinzudeuten, die reiche Verzierung aber eher auf einen Bronzeblechgürtel. Länge des Randstückes 13,5 cm.

Am 4. Dezember 1899 trat nun plötzlich Kälte und Schneefall ein und mussten die Arbeiten sistiert werden. Es blieb vom ganzen Grabhügel noch ein dreieckiges Stück übrig, welches einen halben Meter vom Nord- und Südwestquadranten, dagegen je noch etwa ein Drittel des Südost- und Nordostquadranten umfasste und dem künftigen Jahre zur Untersuchung vorbehalten blieb.

Am 16. Mai 1900 wurden die Arbeiten am grossen Tumulus im Zopfen (Nr. III) wieder aufgenommen. Das dreieckige, stehengebliebene Stück des Hügels war während des Winters und namentlich durch die Frühlingsregen stark abgeschwemmt worden. Es musste zuerst der umgehende Graben von neuem ausgehoben und sorgfältig gereinigt werden. Es fand sich sodann bei der Abgrabung

des Dreiecks vom östlichen, südöstlichen und nordöstlichen Rande aus, wieder, wie vorher gegen die Mitte vorrückend, nichts weiter vor, als eine Anzahl Scherben aus rohem, halbgebranntem Ton, aber doch auch das kegelförmige Halsstück eines becher- oder topfförmigen Gefässes mit abstehendem, leistenförmigem Rand, von feinem, geglättetem Ton und hellbraun-grauer Farbe, ferner im Südostquadranten, in 1 m Abstand vom Zentrum zwei grössere eiserne Ringe mit Knopf, wie die oben erwähnten (Beschläge oder Gurtringe), und zwei sehr defekte Armringe aus Bronzeblech, beide glatt und hohl, und endlich ein feingearbeiteter Kinderarmring, durch zwei verzierte, ringförmige Verdickungen und Endeknöpfe verstärkt und durch gravierte Scheiben mit Mittelpunkt verziert, inwendig mit noch wohlerhaltenem, zähem Holz ausgefüllt (Eibe?). Leider ist dieser künstlerisch gearbeitete Ring in verschiedene Stücke zerbrochen zum Vorschein gekommen. Zu guter Letzt wurde nun das Zentrum des Hügels, welches ich hatte stehen lassen, als runder turmförmiger Rest von 2 m Durchmesser und 2,20—2,30 m Höhe über dem gewachsenen Boden abgegraben und konstatiert, dass hier die Aschenerde 1,50—1,60 m hoch war; die rote Brand- und Kohlenschicht am Boden war 30 cm dick und überall erhalten.

Von unbedeutenden Funden im Tumulus III können endlich noch erwähnt werden: eine zerbrochene eiserne ovale Schlaufe (Hakenring), Bruchstücke von Ringen, kleiner eiserner Ring, Blechniete, Nägel etc., alles von Eisen. Einzelne Tonscherben von der Aufschüttung des Tumulus lagen überall zerstreut umher. Im ganzen grossen Inhalt des Hügels fand sich kein Stein über Nussgrösse, dagegen kamen mitunter kleine rote Jaspis- und weisse Quarzgeschiebe und grüne Kieselsteinchen, welche vielleicht von den Leuten damals als merkwürdige Dinge aufbewahrt

worden waren, zum Vorschein, aber keine Spur weder eines Steinkranzes, noch einzelner regelmässig oder beliebig disponierter sog. Merk- (?) Steine. Keine zentrale Steinsetzung, kein gemauertes Steinbett (bustum), — nichts als Aschen- und Kohlenerde durch den ganzen Hügel hindurch und, — was ganz besonders zu bemerken — keine Aschenurne und ganze Gefässe (Schalen) als Beigaben. Dagegen im ganzen Hügel, aber mehr auf dessen Nordwest- und Südwestseite (NW und SW Quadrant) finden wir zahlreiche Beigaben, meist in Gruppen beieinander liegend, und in verschiedenen, aber meist in zwei annähernd gleich hoch gelegenen Niveaus zerstreut. Es sind also Beigaben zu verschiedenzeitlichen Verbrennungen, wobei einleuchtend ist, dass die Beigaben nach der Verbrennung, dem Toten zu Ehren und Gedächtnis, auf dessen Asche gespendet wurden. Denn wie hätten sich Bernstein- und Glasperlen und subtile dünne Bronzedrähte oder Bleche mit den feinsten Ornamenten im Feuer erhalten? Ferner muss man annehmen, dass nur den reicheren Leuten Beigaben gespendet wurden und zahlreiche ärmere, wohl hunderte, keine solchen Beigaben erhielten. Daher die enorme Anhäufung von Aschenerde, die auf einen langen Zeitraum des Krematoriums im Zopfen hinweist. Wir haben es also hier mit einem Leichenverbrennungsplatz, der Kremationsstelle einer ganzen Familie oder Sippe, zu tun.

(Bezüglich des Fehlens einer Urne sei hier immerhin der Chronica halber auf die bereits erwähnte Notiz F. A. Flückigers aus den 1840er Jahren hingewiesen, nach welcher er aus dem grossen Hügel im Zopfen (eben Nr. III) neben einem Eisenstück auch Scherben erhalten habe. Es ist somit nicht ausgeschlossen, dass dieselben zu einer Urne gehörten, eine solche also vorhanden gewesen war.)

Zopfen, Tumulus Nr. IV. In 22 Meter Entfernung, von Mittelpunkt zu Mittelpunkt gemessen, in 5 m Abstand

vom Rande des grossen Brandhügels Nr. III, erhebt sich, genau gegen Osten, der vierte Grabhügel im Zopfen.

Derselbe war viel niedriger als Nr. III, aber ziemlich abgeflacht, kreisrund und schien noch unberührt zu sein. Auch zeigten Wurzeln von alten verfaulten Stöcken, dass bis vor kurzem Hochwald hier gestanden. Da der Hügel ganz frei von Bäumen und Buschwerk war, konnte er vollständig und systematisch untersucht und abgetragen werden. Durchmesser von Nord nach Süd: 12,80 m; von Ost nach West: 15 m. Auch hier schien derselbe auf der Ostseite durch die Regen aus West mehr abgeschwemmt. Wir massen die Höhe zu 1,60 — 1,70 m (Maximum) und fingen nun mit derselben Mannschaft an, von der Peripherie des Hügels aus, dem Naturboden eben, denselben gegen den Mittelpunkt abzugraben. Am ersten Tage fand sich ganz am Rande des Hügels im Nordostquadrant, 30 cm tief und kaum einen Meter vom Rand, ein schön patinierter bronzener Ring von 3 cm Durchmesser und 6 mm Dicke, der auf der untern Seite eine feste Kruste von Eisenrost zeigte. Eine nähere Untersuchung ergab, dass der Kern des Bronzeringes aus Eisen besteht, und zwar aus einem 3 mm dicken viereckigen Eisenstäbchen, um welches herum Bronze gegossen ist, so dass auf der untern Seite das Bronzebelege bloss 1 mm, auf allen andern Seiten aber 2 mm dick ist. Die Sorgfalt, mit welcher dieser Überguss von Bronze genau an den Eisenkern passend, verfertigt ist und die prächtige äussere Politur des Ringes zeigen, dass derselbe wohl auch als Gehänge oder Amulett zu betrachten ist und der eiserne Kern wahrscheinlich irgend eine mystische (?) Bedeutung hatte. Nach genauer Untersuchung des Eisens durch Herrn Kantonschemiker Dr. Schaffer erwies sich das Eisen nicht als Meteoreisen, was wir etwa vermutet hatten.

Gleich von Anfang an zeigte sich der Charakter des

Grabhügels ganz analog dem des Nr. III. In geringer Tiefe: feine sandige, mit grauer Asche durchmengte Erde, viel Kohlenschmitzen; und richtig, auch hier: auf dem festgestampften, kiesig-lehmigen Naturboden: eine 2—2½ cm dicke Linie rotgebrannten Lehms und darüber eine dünne Kohlenschicht. Auch hier hebt sich die Brandlinie nach dem Zentrum und nimmt an Mächtigkeit zu. Sie bildet in der Mitte des Tumulus ein flaches Gewölbe und steht 1,30 m unter dem höchsten Punkt des Hügels, natürlich die Humusschicht und Grasnarbe eingerechnet. Leider entsprach die Ausbeute in diesem Brandhügel nicht den durch das schöne Ergebnis im vorigen hoch gespannten Erwartungen. Die Ausgrabung hatte mit denselben Arbeitern am 19. Mai 1900 begonnen und lieferte den oben beschriebenen Eisenbronzering und erst am Freitag, den 25. Mai, nachdem ein Tag wegen Regenwetters nicht gearbeitet worden war, fanden wir 5,70 m vom Zentrum in NNO und in 90 cm Tiefe, in der reinen Ziegererde: eine fein gearbeitete Feuersteinlamelle aus weissem Silex. Erst in der zweiten Ausgrabungswoche und leider in meiner gezwungenen Abwesenheit, wurden Dienstag, den 29. und Mittwoch den 30. die wichtigsten Funde gemacht, nämlich am Dienstag, 3 Meter vom Mittelpunkt, auf der Ostseite desselben, in bloss 40 cm Tiefe: zwei eiserne Ringe, der grössere dünn, zerbrochen, der kleinere mit Knopf, von einem Beschläge oder Gürtel, Durchmesser: 4,5 cm und 28 mm; ferner zwei Armringe aus Bronzedraht, durch je 3, in gleichen Abständen voneinander angebrachten, wulstförmigen, mit Gravierung verzierten Verstärkungen geschmückt, elastisch, in Spitzen endigend; innerer Durchmesser: 6,5 cm, und das Bruchstück eines Armringes aus dünnem Bronzedraht, auswendig kanneliert, innerer Durchmesser zirka 6 cm. Ferner fanden sich ebendaselbst: 6 Stäbchen von Bronze mit Ösen an den Enden, die wie

Kettenglieder einer Stabkette aussehen; sie sind in der Mitte verdickt und durch parallele Linien verziert. Die Endeösen sind meist ausgebrochen; Länge des vollständig erhaltenen: 8,4 cm. Dabei fand sich noch ein kleines bronzenes Ringlein, vielleicht auch zu diesen Kettengliederstäbchen (?) gehörend. Endlich stiessen wir in dem letzten noch intakt stehenden zentralen Teil des Tumulus, Mittwoch den 30., auf einen zusammengedrückten Haufen Scherben aus grobem, halbgebranntem Ton von graubrauner Farbe, genau 2 m östlich des angenommenen Mittelpunktes, und zwar lagen die Scherben 1,40 m tief direkt auf der roten Brandschicht, also wenig über dem Naturboden. Bei der Zusammenstellung der Bruchstücke und Ergänzung des Fehlenden ergab sich eine birnförmige Urne von 45 cm Höhe und 144 cm grösstem Umfang. Der Durchmesser des Bodens misst nur 16 cm, der Durchmesser der Halsöffnung: 23 cm. Der wenig abstehende gerade Hals hat 55 mm Höhe. Um die obere Seite des Urnenbauches läuft eine schnurartig verzierte Verstärkungsleiste, die 8 cm vom Hals absteht.

Es ist diese Urne die grösste von allen denen, die wir in den Grabhügeln der Umgegend gefunden haben. Sie ist jedoch ziemlich roh gearbeitet und aus grauem, geglättetem Ton. Dicht daneben fand sich, wie bei den meisten Urnen der oben beschriebenen Grabhügel eine flache Schale aus feinem glattem graubraunem Ton (Speiseschale?) von 8 cm Höhe, 22,5 cm oberem und 6 cm Durchmesser am Boden. Beide Gefässe sind unverziert. Nicht weit davon, alles $1^1/_2$ bis 2 m vom Mittelpunkt entfernt, fanden wir ein langes, schmales, eisernes Messer, einschneidig, mit kurzer dreieckiger Griffzunge. Das Messer war in drei Stücke zerbrochen; Länge 25 cm, Breite der Schneide 22 mm. Zuletzt fanden wir noch nachträglich (beim Verwerfen der Erde) einen kleinen, spitzigen, drei-

kantigen Feuersteinbohrer (35 mm lang) und einen sägeförmigen Feuersteinspan (3 cm lang), beide aus weissem Silex verfertigt, endlich noch einen kleineren dreieckigen Span mit gekrümmter Spitze aus gelbem und rotem Jaspis (Länge 32 mm).

Fassen wir nun das Bild des Tumulus IV (Zopfen) zusammen, so finden wir mehr Ähnlichkeit desselben mit den Nummern I und II als mit dem grossen Brandhügel III. Wir haben hier ebenfalls einen Brandhügel ohne Steinkranz oder Steinsetzung, aus lauter Aschenerde aufgebaut, die unterste Brandschicht (rote Lehmschicht) deutlich sichtbar und mit Ausnahme des Eisenbronzeringes, der aus dem Innern etwas hinaus an die Peripherie verschwemmt worden sein kann, einem Silexmesser, — alle Funde um die zentrale Aschenurne konzentriert, so das Armspangenpaar, die Eisenringe und die Kettenstäbchen. Endlich fehlt der gewöhnliche Begleiter der Aschenurne nicht: die feine, flache, offene (Speiseopfer?) Schale.

Tumulus V (Zopfen). Während den Ausgrabungen an den Grabhügeln Nr. I (mit dem grossen Stocke) und II im Zopfen war uns von weitem im dichten, jungen Tannen- und Buchen- (10-jährig) Aufwachs, östlich von den beschriebenen, jenseits des Waldweges, der zur Aarwangen-Bützbergstrasse führt, eine sanfte Erhöhung aufgefallen, die über das ebene Niveau des übrigen Gebüsches etwa 50—60 cm hervorzuragen scheint. Mitten im Buschwerk kann man ebenfalls eine leichte Erhöhung konstatieren. Auf der Mitte derselben sieht man über die übrigen Gebüsche hinweg. Da ohne allzu unverhältnismässig grosse Entschädigungskosten, jetzt und noch für eine gute Reihe von Jahren, an eine systematische Ausgrabung dieser Erhöhung nicht zu denken war, wollte ich, doch wenn möglich, zu eruieren suchen, ob hier ein weiterer Tumulus vorliege, und liess auf dem Holzweg, der auf der Westseite noch

über einen Teil der sanften, kaum merklichen Erhöhung führt, einen 2 m langen, 50 cm breiten und 1 m tiefen Graben ziehen. Wir mussten nicht lange graben, um zu konstatieren, dass auch hier ein Grabhügel existiert, denn bald fanden sich Kohlenschmitzen, reichliche Aschenerde und ein ovaler Meissel aus weissem Feuerstein, die eine Seite konkav, die andere gewölbt mit Kalkkruste, die Schneide ringsum laufend, fein zugeschlagen und gezähnelt, sowohl als Meissel, wie als Säge zu gebrauchen; Länge 45 mm, Breite 30 mm, — ein Feuersteinartefakt von sorgfältigster Arbeit.

Es bleibe also künftigen Generationen vorbehalten, diesen fünften Grabhügel im Zopfen systematisch und gründlich zu untersuchen.

Der Grabhügel im Moosbergwald bei Aarwangen.

Auf der sanften Anhöhe, welche sich im Westen von Aarwangen, gleich hinter der sogenannten Oberstadt, erhebt und sich bis nach Berken und Wangen parallel mit der Aare hinzieht (eine der schönst ausgeprägten Längsmoränen des alten Rhonegletschers), liegt der prächtige Tannenhochwald der Burgergemeinde Aarwangen, nach dem am Fuss gelegenen Hof Moosberg der Moosbergwald benannt. In dessen Fortsetzung gegen Westen, im Spichtigwald, standen bis in die letzte Zeit einige der grössten und prächtigsten Eichen, die wohl überhaupt im Kanton Bern noch anzutreffen sind. Da sie dem jungen Aufwuchs schadeten und überdies im Abgang waren, fielen diese Riesen einer nach dem andern der Axt zum Opfer. Auch der vordere (östliche) Teil des Moosbergwaldes wurde in den letzten Jahren dem Kahlschlag unterworfen und neu bepflanzt. Auf einer vor zwei Jahren geschlagenen Parzelle an der Kante des sanften Abfalls des Moränenhügels gegen das flache, an

die Aare stossende Feld, jetzt auf nicht bewaldetem Bergrücken stehend, weithin sichtbar, einige Meter westlich des Leutzegrabens, stand ein trefflich erhaltener Grabhügel, der noch von Grabungen unberührt schien. Früher mit mächtigem Hochwald bestanden, war derselbe ausgestockt worden. Es liess sich jedoch trotzdem eine schöne Ausbeute in der Tiefe erwarten und mit grossen Hoffnungen ging ich mit derselben Mannschaft unter der Leitung des Oberbannwartes J. Marti an die vom Burgerrat von Aarwangen in entgegenkommendster Weise gestattete Ausgrabung und Abtragung des von zweijährigem Aufwuchs, welcher versetzt worden war, entblössten Hügels. Derselbe mass von Nord nach Süd: 16 m, von Ost nach West: 18—18½ Meter, war also auch, wie der grosse Brandhügel im Zopfen von elliptischer Form. Auch er schien gegen Osten, mehr aber noch gegen Norden, wo er dicht am Abhang liegt, sehr abgeschwemmt zu sein. Die Höhe betrug 1,60 bis 1,90 m, war aber schwer zu bestimmen, da der Tumulus zum Teil noch auf dem Abhang selbst lag und daher der Naturboden selbst von Norden nach Süden sanft ansteigt.

Montag, den 17. September 1900 fingen wir die Arbeit an der nördlichen und westlichen Peripherie des Tumulus an, in gleicher Weise wie bei den Hügeln im Zopfen, dem Naturboden eben vorgehend, auf die ganze Höhe abstechend und die Erde rückwärts werfend. Mit Spannung erwarteten wir den Fund eines Steinkranzes, aber bald mussten wir uns überzeugen, dass wir es hier abermals mit einem Brandhügel vom Typus derer im Zopfen zu tun hatten. Sehr bald zeigte sich dieselbe feine, gelbbraune, sandige Erde ohne alle Steine und die graue Aschenerde (der Zieger) mit Kohlenpartikeln durchsetzt. Der erste Tag brachte im NNW vom Zentrum im Nordwest-Quadrant, 7,20 m vom Zentrum, in kaum 70 cm

Tiefe die schmale Klinge eines eisernen Messers zum Vorschein. Griffzunge abgebrochen. Länge 11 cm, Breite der Klinge 12 mm. Merkwürdigerweise brachte derselbe Graben in genau entgegengesetzter Richtung im NNO, also im Nordostquadrant, 8,50 m vom Zentrum, und in ungefähr gleicher Tiefe liegend, ein zweites kleines eisernes Messer zum Vorschein. Es ist stark ausgeschweift, mit kurzer, dreieckiger Griffzunge, Spitze abgebrochen. Länge 9 cm, Breite der Klinge 15—18 mm. Beide lagen in Aschenerde mit spärlichen Kohlenschmitzen. Die Aschenerde nahm zu. Stellenweise kamen lagenförmige, grössere Rostpartien zum Vorschein, aber das Eisen war zergangen. Auch konnte ich hier keine rote Brandschicht (gebrannten Lehm) über dem allmählich ansteigenden Naturboden konstatieren. Auch Scherben von Gefässen waren äusserst spärlich; nichts als grauer sandiger Zieger. Endlich fand sich im NN-Westen vom Zentrum (zirka 7 m) und im Norden (6,20 m), Nordwestquadrant und Nord-Südlinie: je ein feingearbeiteter aber zerbrochener Silexspan, und endlich kam genau im Westen und 6,40 m vom Zentrum, auf der Ost-Westlinie: ein prächtig blau patiniertes Ringlein aus doppeltem Bronzedraht (Fingerring von 18 mm hohler Weite) zum Vorschein, Tiefe 60 cm. In dem Südwestquadranten fand sich in 3,50 m vom Zentrum, in 80 cm Tiefe, ein roh zugeschlagener, plattenförmiger Granitstein, kreisrund, eine Seite leicht ausgehöhlt (wahrscheinlich ein Untersatz für ein Tongefäss [zum Wärmen?]), Durchmesser 10 cm; Dicke 25—30 mm. Endlich, nachdem wir von allen Seiten gegen das Zentrum vorgerückt waren, wo die reine Aschenerde einen Meter hoch lag, fanden wir am Montag, den 23. vormittags, 1 m im NNO vom Zentrum (Nordostquadrant), in 1 m Tiefe, die vollständig erhaltenen zusammen liegenden Stücke einer flachen Schale aus feinem, graubraunem Ton (Speiseopferschale), Durch-

messer am oberen Rand 20 cm, des flachen Bodens 5 cm, Höhe 55 mm.

An demselben Nachmittage fanden wir in der Nähe der Schale (gegen NNO) einen Feuersteinsplitter und, genau im Zentrum (?) (unter unserm Zentralpflock), genau in gleicher Tiefe wie die offene Schale (1 m), mitten im Zieger: ein wohlerhaltenes, kleines, schön ausgeschweiftes, eisernes Messer. Der Rücken ist geschweift, die Schneide stark ausgeschweift, Spitze abgerundet, Griffzunge dreieckig. Es hat dieses Stück noch ganz die Form der Bronzemesser der spätern Bronzezeit. Länge der Klinge 82 mm, Breite derselben über der abgebrochenen Griffzunge 3 cm, in der Mitte derselben 2 cm.

Und nun kam zu guter Letzt auch die zentrale Aschenurne zum Vorschein, 60 cm südöstlich von unserm angenommenen Mittelpunkt, in 1,20 m Tiefe, mitten in reinster Aschenerde. Die Bruchstücke lagen alle aufeinander gedrückt und erst beim Zusammensetzen und Ergänzen ergab sich die schöne Form derselben. Sie hat die typische birnförmige Gestalt mit kleinem flachem Boden, nach oben sich erweiterndem Bauche. Zwischen Bauch und Hals geht eine starke, schnurförmige Leiste zur Verstärkung um das Gefäss herum (auf der sogenannten Schulter). Die Dimensionen dieser Prachtsurne sind: Höhe 38 cm; oberer Umfang des Bauches 127 cm; Durchmesser der Halsöffnung 18 cm; Höhe des abstehenden, ausgeschweiften Mundrandes 38 mm; Abstand der Verstärkungsleiste vom Mundrand 10 cm; Durchmesser des flachen Bodens 15 cm. Diese Urne ist aus feinerem geglättetem Ton gearbeitet, als die im Zopfen Nr. IV und von schokoladebrauner Farbe.

Rekapitulation: Auch der Moosberg-Tumulus gehört, wie Zopfen Nr. II und IV zu den Brandhügeln ohne Steinkranz und Steinsetzung. Er besteht aus Aschenerde (Zieger) mit zentraler Urne, begleitet von der flachen

(Speise-) Schale, einigen Beigaben (hier eisernes Messer) und den nirgends fehlenden Silexmessern oder -Sägen (Schabern ?). Ausserdem finden sich einige Beigaben zerstreut (hier zwei Messer und ein Bronzedraht-Fingerring), lauter Beweise eines einheitlichen Verfahrens in den Bestattungsgebräuchen einer einzelnen Gegend und während einer bestimmten Zeitepoche, immerhin jedoch modifiziert durch Varianten und charakterisiert durch Beigaben von einem bestimmten chronologisch sicher festzustellenden Typus.

Rekapitulation der Funde und Masse.

Tumulus Zopfen Nr. III. (Grosser Brandhügel.)

A. Armringe aus Bronze: 1. Geschlossener, massiver Armring (unverziert) mit einer länglichen, zylindrischen Verdickung, innerer Durchmesser 7,5 cm, Dicke 6 mm. 2. Dito, ganz gleich wie obiger, innerer Durchmesser 7,3 cm, Dicke 4 mm. 3. Armring aus Bronzedraht (schwarz, angelaufen), beinahe geschlossen, elastisch, ohne Knopf oder Stollen, ein Ende verziert, inwendig flach, auswendig gerundet, innerer Durchmesser 58 mm. 4. Dito, schön patiniert. 5. Armring aus dickem Bronzedraht, geschlossen, übers Kreuz verstärkt durch 4 Knöpfe mit Leisten, durch Gravierungen verziert. Um die Peripherie des Ringes zieht sich eine erhabene kleine Leiste, innerer Durchmesser 6 cm, Dicke des Drahtes 5 mm. 6. Armring, geöffnet, mit knopfförmigen, flachen Endestollen, elastisch, die beiden Enden durch Gravierungen verziert, sonst glatt, innerer Durchmesser 57 mm, Dicke des Drahtes 3 mm. 7. Geschlossener Armring aus dünnem Bronzedraht, auswendig kanneliert, innerer Durchmesser 6 cm. 8., 9., 10. und 11. Vier Armringe aus dünnem Bronzedraht, auswendig stellenweise durch Strichelung verziert, kantig,

von annähernd quadratischem Querschnitt, lagen aneinander und gehören zusammen, innerer Durchmesser 62—63 mm, teilweise zerbrochen. 12. Kinderarmring aus Bronzedraht, blau patiniert, mit durch Leistchen verzierten, knopfförmigen Stollen, sehr oxydiert, gebrochen, innerer Durchmesser 43 mm. 13. Dito, etwas dünner, inwendig gerade, Stollen scheibenförmig, die Enden durch Striche verziert, gebrochen, verbogen, Durchmesser wie obiger (Pendant). 14. Armring aus dickem Bronzeblech, auswendig gerundet, von elliptischem Querschnitt mit scharfen Rändern, zerbrochen, innerer Durchmesser zirka 6 cm. 15. und 16. Armringe aus dünnem Bronzedraht, in Spitzen endigend, unverziert, in Stücken, innerer Durchmesser 72—75 mm. 17. Armring aus Bronzeblech, auswendig gerundet, inwendig flach, mit scharfen Rändern, in Spitzen endigend, innerer Durchmesser 5,5 cm. 18. Armring aus dünnem, rundem Bronzedraht, sehr defekt, die Enden (mit Stollen) durch Strichelung verziert, innerer Durchmesser zirka 6 cm. 19. Kinderarmring aus dünnem Bronzeblech, inwendig hohl, mit Holzfüllung (wohlerhalten) übers Kreuz verziert durch 4 ringförmige Verstärkungen, sehr defekt und in Stücken, innerer Durchmesser zirka 4,5 cm. 20. Armring aus dünnem Bronzeblech, inwendig hohl, sehr defekt, innerer Durchmesser 6 cm.

B. Fibeln. a) Aus Bronze: 1. Kleine Früh-La-Tène-Drahtfibel, Länge 4 cm. 2. Grosse bronzene Fibel vom Certosatypus (ohne Nadel), Länge 13,5 cm, Breite des Bügels 12 mm. 3. Bruchstück einer solchen mit Endeknopf. b) Aus Eisen: 4. Fibel vom Certosatypus mit Nadel, Länge 9 cm, Breite des Bügels 18 mm. 5. Früh-La-Tènefibel mit bogenförmigem, mit Rinne versehenem Bügel und geradem kurzem Nadelhalter, Länge 7 cm, Durchmesser des Bügelbogens inwendig 2 cm; 4 Spiralwindungen. 6. Früh-La-Tènefibel mit vierfacher Draht-

spirale, dünnem, bogenförmigem Bügel. Nadel und Nadelhalter fehlen. Länge 45 mm. c) Eiserne Ringe mit Knöpfen: 1. Ein Ring mit Knopf, innerer Durchmesser 4 cm, äusserer mit Knopf 5,5 cm. 2. Ring mit Knopf, innerer Durchmesser 4 cm, mit Knopf 5,5 cm (Pendant). 3. und 4. Ringe mit Knöpfen, innerer Durchmesser 3 cm, äusserer, mit Knopf 42 mm (einer abgebrochen), Pendant. 5. und 6. Kleinerer Ring mit Knopf, innerer Durchmesser 2 cm, äusserer mit Knopf 3,5 cm (einer defekt). 7. und 8. Zwei flache Ringe ohne Knopf, innerer Durchmesser 3 cm, äusserer 4,8 cm, Dicke 5 mm (einer defekt). Endlich eine Anzahl Bruchstücke von kleineren Ringen, Schlaufen, Knöpfen, Nägeln (?) etc. d) Von Bronze: 1. und 2. Kleine geschlossene massive Ringe (Perlen ?), innerer Durchmesser 15 mm, äusserer 25 mm. 3. Ein Amulett (durchbrochene radförmige Rosette). Durchmesser 4 cm, Höhe der Nabe 18 mm. 4. Ein Henkel zu einem Kessel (?) aus tordiertem, kantigem Bronzedraht, in zwei Stücken; ganze Länge in der Diagonale 21 cm. (Es dürfte sich hier wohl am ehesten um ein Halsringfragment handeln). 6. Verzierte Bronze-Blechfragmente und leistenförmiges Randstück mit Knöpfen und eisernen Ösen, von einem Kessel, einem Gurtbelege oder einem Brustschmuck (?), Länge des Randstückes mit Knöpfen und eisernen Ösen 14 cm. (Für diesen Gegenstand ist wohl die von Fellenberg mit einem Fragezeichen versehene Deutung als Brustschmuck die richtige, wie analoge Funde aus der Ostschweiz beweisen). e) Aus Glas und Bernstein: Ein Kollier und verschiedene zerbrochene Perlen von blauem Glas, Schmelz und Bernstein, siehe oben die detaillierte Beschreibung. f) Aus Stein: Ein Feuersteinmesser (Schaber), Länge 6 cm, Breite 13 mm. g) Aus Ton: 1. Bruchstück vom Boden und Bauch einer kleinen Urne aus grauem Ton, Höhe 7 cm, Durchmesser des

Bodens 5 cm. 2. Bruchstück einer Schale aus feinem grauschwarzem Ton mit geradem Randstück, Länge 9 cm, Breite 5 cm, und 3. Bruchstück eines konischen Gefässes (Kruges) aus feinstem braunem Ton mit ausgeschweiftem Rande, Höhe 5 cm, Durchmesser der Halsöffnung 45 mm. Ausserdem fanden sich zahlreiche Scherben in der Aufschüttung des Hügels als Schuttmaterial. Endlich 4. ein Spinnwirtel aus gelbem, hart gebranntem Ton, Durchmesser 28 mm, Höhe 15 mm.

Rekapitulation: 20 Armringe von Bronze, 2 ganze bronzene, sowie das Bruchstück einer bronzenen Fibel und 3 eiserne Fibeln; je 3 Paare eiserner Ringe mit Knöpfen (6 Stück); 2 flache eiserne Ringe ohne Knopf, 2 kleine geschlossene Bronzeringe, 1 Amulett, 1 Kessel(?), Henkel, Bronzebleche (ornamentiert) und Randstück (dazu?) mit Knöpfen und Ösen, 1 Kollier, 1 Silex, 3 Tongefässfragmente, 1 Spinnwirtel.

In Summa fanden sich 47 Stück charakteristische Artefakten und ein Dutzend Fragmente.

Tumulus IV (Zopfen) Nr. 1 und 2. Zwei gleiche Armringe aus Bronzedraht, durch je drei ovale, mit Gravierungen verzierte Wülste verstärkt, innerer Durchmesser 6,5 cm; Nr. 3, 4, 5, 6, 7 und 8 Stäbchen aus Bronze, an beiden Enden mit runden Ösen versehen, in der Mitte verdickt, mit Gravierungen verziert (die meisten Ösen ausgebrochen), vielleicht Kettenglieder oder Schmuckgehänge, Länge des einzigen vollständig erhaltenen 8,4 cm.

Nr. 9. Bruchstücke eines Armringes aus dünnem Bronzedraht, auswendig kanneliert, innerer Durchmesser zirka 6 cm.

„ 10. Messer aus weissem Feuerstein. Länge 5 cm, Breite 22 mm.

„ 11. Ringlein aus Bronze, vielleicht in die Ösen der Stäbchen gehörig.

Nr. 12. Ring aus Bronze mit Kern von Eisen. Durchmesser 35 mm, Dicke des Ringes 6 mm, Dicke des Eisenkerns 3 mm, Belege durch Bronze 2 und 1 mm.

„ 13. Eiserner Ring mit Knopf. Innerer Durchmesser 2 cm; äusserer mit Knopf 3,5 cm, ohne Knopf 28 mm.

„ 14. Eiserner Ring, unvollständig. Innerer Durchmesser 3,4 cm, äusserer 4,5 cm, Knopf fehlt.

„ 15. Eisernes Messer in drei Stücken. Länge 25 cm, Breite der Schneide 22 mm.

„ 16. Bohrer aus Feuerstein. Länge 35 mm.

„ 17. und 18. Lamellen (Schaber) aus Feuerstein und Jaspis. Länge 32 und 30 mm.

„ 19. Eine Urne; Höhe 45 cm. Grösster Umfang 144 cm. Durchmesser des Bodens 16 cm, Durchmesser der Halsöffnung 23 cm, Höhe des Halses 55 mm, Abstand der Leiste vom Hals 8 cm.

„ 20. Eine Schale; Höhe 8 cm, Durchmesser 22,5 cm, des Bodens 6 cm. Beide Gefässe sind unverziert.

Rekapitulation:

Aus Bronze	11	Stück
Aus Eisen	3	„
Aus Feuerstein	4	„
Aus Ton	2	„
Summa	20	Stück.

Tumulus V (Zopfen). Nur am äussersten Rande angeschnitten. 1. Ein schön gearbeiteter Meissel oder Schaber aus Feuerstein, mandelförmig. Länge 45 mm, Breite 30 mm.

Tumulus im Moosbergwald. Nr. 1, 2 und 3. Drei eiserne Messer, kleinen Formats, zwei davon ausgeschweift. Nr. 1: Länge 11 cm, Breite der Klinge 12 mm; Nr. 2: Länge 9 cm, Breite der Klinge 15,18 mm; Nr. 3: Länge 82 mm, Breite der Klinge an der Griffzunge 3 cm, in der Mitte 2 cm.

Nr. 4. Stück einer Griffzunge.

„ 5. Ein Fingerring aus einer doppelten Bronzedrahtspirale. Durchmesser 18 mm.

„ 6. und 7. Zwei Feuersteinspäne. Bruchstücke.

„ 8. Eine runde, roh zugeschlagene Platte (Unterstellplatte) aus Granit. Durchmesser 10 cm, Dicke 25—30 mm.

„ 9. Eine grosse Urne. Höhe 38 cm, grösster oberer Umfang des Bauches 127 cm, Durchmesser der Halsöffnung 18 cm, Höhe des Halses (Mundrandes) 38 mm, Abstand der Leiste vom Rand 10 cm, Durchmesser des Bodens 15 cm.

„ 10. Eine Schale aus Ton, Durchmesser am obern Rand 20 cm, des Bodens 5 cm, Höhe 55 mm.

Rekapitulation:

Aus Bronze	1	Stück
Aus Eisen	3	„ und ein Fragment
Aus Feuerstein (Silex)	2	„
Aus Stein (Granit)	1	„
Aus Ton	2	„
Summa	9	Stück.

Vergleichen wir nun die Grabhügel im Zopfen und Moosbergwald mit denen im Riedstiglenwald (s. Art.

Bützberg) bei Weissenried und im Rüchihölzli, Moosbann, Kellersrain etc. bei Bannwyl, so unterscheiden sie sich im wesentlichen dadurch, dass sie sämtlich reine Brandhügel sind, ohne eine Steinsetzung oder Steinkranz oder einzelne Merksteine. In sämtlichen Grabhügeln im Rüchihölzli fanden wir Steinsetzungen mit oder ohne äusseren Steinkranz.

Was nun die Fundstücke anbetrifft, so herrscht bei beiden Grabhügelgruppen etwelche Analogie. Wir finden in beiden Gruppen dieselben dünnen Armringe aus Bronzedraht mit oder ohne Verzierung. Letztere besteht in beiden aus gravierten Wulsten, Endknöpfen oder Stollen. In beiden ferner die geschweiften, schmalen eisernen Messer und eisernen Ringe mit Knöpfen. Im Riedstiglenwald, wie im Zopfen IV dieselben grossen, massiven Arm- (Fuss)-ringe, und verzierte punzierte Bleche. Dagegen haben die Tumuli bei Bannwyl sog. Noppenspiralringe geliefert, Armschlaufen mit feinsten Gravierungen aus Bronzeblech, halbmondförmige eiserne Messer; der Tumulus im Moosbann ein typisches eisernes Späthallstattschwert. Einer jüngeren Zeit entsprechend lieferten uns die Tumuli im Zopfen zwei bronzene (eine als Bruchstück) und eine eiserne Fibel vom italischen Certosatypus, bronzene und eiserne Früh-La-Tènefibeln, und, als Unikum das wohlerhaltene Kollier aus Glas- und Bernsteinperlen. In diesem Kollier finden wir vergesellschaftet nordischen und Mittelmeerimport, nämlich die bunten Glasperlen als Produkte phönikischer Industrie und die Bernsteinperlen von der Ostseeküste. In demselben Gegenstand begegnen sich die Produkte der alten Handelsstrasse von der Ostsee zum Mittelmeer.

Beiden Gruppen gemeinsam sind die Urnen und Schalen von derselben Form und aus demselben Material, und endlich fehlt in keinem der untersuchten Grabhügel ein oder mehrere Feuersteinmesser oder Feuersteinspäne.

Aus der Vergleichung der Fundstücke aus beiden Grabhügelgruppen geht unzweifelhaft hervor, dass die Grabhügel bei Bannwyl (Rüchihölzli, Moosbann, Kellersrain) mit Steinsetzungen und Steinkränzen der Späthallstattperiode angehören, also ihre Errichtung ins VI. vorchristliche Jahrhundert fällt, während die Brandhügel im Zopfen noch in die Früh-La-Tène-Periode hineinreichen also jünger sind und ihre Errichtung in das V. Jahrhundert zu setzen ist. Auffallend ist in diesen Grabhügeln das Fehlen von Waffen, was jedoch die Feuerbestattung männlicher Leichen nicht ausschliesst, da auch die Männer damals Armringe als Schmuck trugen. (J. Heierli, Briefliche Mitteilung)."

Soweit Fellenbergs Bericht, der in seiner Ausführlichkeit keiner Ergänzung bedarf.

Östlich von Aarwangen liegt die kleine Ortschaft

Mumenthal,

von der uns mehrfache Beweise für römische Besiedelung vorliegen. J. G. Mumenthaler (1802—1828), ein eifriger Sammler und Beobachter, der besonders beim Abschnitt Langenthal seiner handschriftlichen Chronik wegen in Betracht kommen wird, weiss von denselben Entdeckungen zu berichten, die im folgenden registriert werden sollen, gemäss dem Passus in Jahns „Kanton Bern". Mumenthaler gab wohl acht auf Alles, was Mumenthal anging, da er sein Geschlecht von einem edlen oder freien Geschlecht „von Mumenthal" herzuleiten suchte, wobei ihm in der Herbeiziehung der urkundlichen Zeugennamen aus dem Mittelalter die frühere Missdeutung des in solchen Fällen oft nachlässig und willkürlich, oder einfach als Herkunftsbezeichnung gebrauchte Prädikat „von" bedenklich nachgeht. Für die archäologischen Notizen, die er über

Mumenthal bringt, ist aber die besondere Vorliebe wichtig, die er für diese Ortschaft aus dem angeführten Grunde hatte. Jahn präzisiert ältere, sowie die von Mumenthaler übernommenen Nachrichten folgendermassen:

„Bei dem Dörfchen Mumenthal hat man im vorigen Jahrhundert auf der aussichtsreichen Höhe des Munibergs, welche im Mittelalter die Burg Mumenthal (?) getragen haben soll (vor dreissig Jahren entdeckte man hier 6′ dickes Gemäuer) und später zu einer Hochwache diente, öfters Silbermünzen von Alexander Severus bis auf Valerianus gefunden. Sehr wahrscheinlich ist hier ein Militärposten errichtet gewesen, wie denn im Namen Muniberg das lateinische munitio kaum zu verkennen ist. Die Aufgabe dieses Postens konnte keine andere sein, als das hierseitige offene Aargelände zu decken, zumal da hier, nach gewissen Spuren, schon zur Römerzeit eine Aarbrücke gestanden haben soll.“

Soweit Jahn. Die Münzquelle ist aber noch nicht versiegt, indem 1895 dem bernischen Museum wieder zwei Silbermünzen von Valerian zugekommen sind.

Immer dem Aaretal folgend, gelangen wir nach dem im frühen Mittelalter als Dekanatssitz bedeutenden

Wynau,

aus dessen Umgebung ebenfalls verschiedene Funde zu verzeichnen sind. Eine schöne Bronzenadel mit profiliertem Hals, bei der Ziegelhütte gefunden, kam ins bernische Museum, ebenso 1894 ein hübsches unverziertes Bronzebecken, dessen genaue Fundstelle nicht zu eruieren war. Das jedenfalls der römischen Zeit zugehörige Stück hat einen kleinen, runden Flachboden, von dem die etwas gebauchte Wand stark auswärts ausgeht. Der schmale Rand ist wagrecht umgebogen.

Anfangs der verflossenen 80er Jahre grub Fellenberg einen Tumulus im Burgerwald von Wynau an; da sich bei der Sondierung nur einige Kohlenbrocken zeigten, wurde die gründliche Untersuchung unterlassen. Ein zweiter Grabhügel ist in einer auffälligen Erhöhung am Wege nach Bonigen zu vermuten.

Seltsame Erhöhungen zeigt auch das Aareufer etwas unterhalb des Dorfes Wynau, am Fusse der steilen Böschung, welcher entlang in halber Höhe ein Waldweg läuft. Der Boden zeigt hier fraglos künstliche Gräben und Erhöhungen in grösserem Massstab; welcher Zeit dieselben aber entstammen, ist nicht einmal zu mutmassen. An dieser selben Stelle greift der Kalk auf das rechte Aareufer über und hier konnte man früher bei niedrigem Wasserstand eine schöne versteinerte Schildkröte in der rechtsseitigen Aareböschung erkennen. Das Tier wurde dann von einem Privaten mit viel Eifer und herzlich wenig Geschick und Sorgfalt herausgepickelt; seine Überreste sind jetzt im bernischen naturhistorischen Museum (etiq. Aarwangen).

Ohne Zweifel enthalten die Wälder talabwärts von Wynau noch Verschiedenes, was in das Gebiet der vorliegenden Abhandlung schlagen würde; aber über gemachte Funde war nichts in Erfahrung zu bringen, und Exkursionen, denen keine bestimmten Hinweise zur Stütze dienen, haben selten einen präzisen Erfolg. So muss ich mich, trotz allen Nachfragens und Suchens damit begnügen, den Faden in

Murgenthal

im untersten Winkel des Oberaargaues, wieder aufzunehmen. Von der Glashütte bei Murgenthal erhielt das bernische Museum 1887 einen Teil eines Grabfundes, bestehend aus einem Halsring von Bronze mit drei Verstärkungen (Wulsten), einem geschlossenen Bronzearmring gleicher

Technik und einer sehr schönen und gut erhaltenen bronzenen Früh-La Tène-Fibel.

Beim nahen Orte Walliswyl (Luzern) sind beträchtliche Überreste alter Erdbefestigungen, über welche bereits Mumenthaler eine Notiz bringt. Welchem Zeitalter sie zuzuweisen sind, ist schwer zu entscheiden, da sie sich deutlich der Bodenform angeschlossen haben und somit ein eigentliches System fehlt. Auch über Fundstücke konnte ich nichts erfahren. Am nächsten liegt es, hier mittelalterliche Reste zu vermuten, da die Stelle das Freiburgfeld heisst, nicht ausgeschlossen ist aber auch römischer Ursprung. Jahn berichtet darüber:

„Altertümlich bemerkenswert ist das nahe bei

Roggwyl,

gegenüber dem luzernischen Dorfe Walliswyl gelegene Freiburgfeld, sowie der dabei befindliche freistehende Kilperghubel (Kirchberghügel), in dessen Nähe ein gleichnamiges Heimwesen liegt. Ersteres ist eine mit Gräben und Schanzen umgebene Hügelebene; letzterer ist ein von dieser durch eine Vertiefung getrennter, von Südwesten nach Nordwesten gedehnter, steiler und unbebauter Hügel, der zum Teil durch Menschenwerk seine Gestalt erhalten hat. Die Sage, nach welcher auf dem Freiburgfeld eine Stadt Freiburg gestanden hat, besagt wohl weiter nichts, als den einstigen hiesigen Bestand einer römischen Station, d. h. eines Wachtpostens, oder eines befestigten Lagers, wozu sich die Lokalität trefflich eignete. Im Jahre 1843 fand man hier eine ziemlich unkenntliche römische Kupfermünze zweiter Grösse, wahrscheinlich einen Hadrianus oder Antoninus Pius; auch stiess man vor längerem beim Ausreuten von Gestrüpp am nördlichen Abhang der Hügelebene, dem Kilperghubel gegenüber, auf ein Stück einer

kleineren römischen Via Strata, die vielleicht als ein Seitenweg der Hauptstrasse auf den Posten hinanführte; sie bestund aus einer Masse von Pflastersteinen, die in felsharten Kalk eingelegt waren; beim Ausbrechen wurde manches Fuder Steine gewonnen, aber zugleich das Werkzeug ruiniert. Auf dem Kilperghubel, der noch Reste von altem Gemäuer birgt, soll im Mittelalter die Burg der Edlen von Kilperg (1197 Lüthold von Kilchberg?) oder der von Roggwyl (1193 Konrad und Kuno von R.) gestanden und von dieser Freiherrenburg nach einigen das Freiburgfeld den Namen bekommen haben. Wie dieses zu einem römischen Lager, so dürfte der Kilperghubel zur Anlegung eines detachierten Kastells oder eines Wachtturmes von den Römern benutzt worden sein. (Scheint es doch sogar, als wenn der Name des Hügels, welcher mit einer Kirche nichts zu schaffen hat, aus dem keltischen Altertum stamme und das im Welschen erhaltene Wort cylch, cyrch enthalte, welches einen hervorragenden Punkt bezeichnet, um den man sich sammelt.) Dass der Hügel jedenfalls über die mittelalterliche Zeit hinaufreicht, geht aus dem Funde einer grossen bronzenen Platte hervor, welche 1843 beim Nachgraben hier erhoben worden ist. Auf der Südseite des Hügels, wo alljährlich die Erde beim Auftauen 1—2′ sich senkt, hat man beim Wegräumen der Erde ausser einzelnen Knochen einen metallenen Knopf, Ziegel, Kachelofenstücke und eine Steinplatte gefunden, über welche Altertumsreste wir in Ermangelung von Autopsie nichts zu entscheiden wagen.“

Soweit Jahn über diese Anlage. Die Bronzeplatte beweist noch lange nicht, dass die Anlage römisch sei; vielmehr sprechen die ausdrücklich erwähnten Kachelfragmente für das Mittelalter. Die erwähnte römische Münze wurde nicht auf dem Hügel, sondern an dessen Fuss gefunden. Da römische Münzen in der Gegend überhaupt nicht selten

vorkommen, so kann leider auch dieser Fund nicht als Beweismittel zugunsten einer römischen Besiedelung gelten.

Von Langenthal kommend, lief die römische Strasse über das Roggwylfeld gegen Zofingen; die Erinnerung an dieses uralte Verkehrsmittel hat sich auch hier, wie vielfach anderwärts, noch erhalten in der Bezeichnung „Heidengässli“ für die noch vorhandenen Stücke der Strata. So bei Roggwyl selbst und weiter oben bei der Kalten Herberge. Im 18. Jahrhundert fand man auf den an das Heidengässchen anstossenden, zum Dorfe Roggwyl gehörenden Äckern verschiedene römische Münzen, z. B. eine Konsularmünze der pompeischen und cornelischen Familie mit dem Namen und Kopf des Sulla, und eine goldene von Nero (RS. Salus), und 1846 ist zwischen Roggwyl und Murgenthal eine Goldmünze des Hadrianus (RS Restitutor Achaiæ) beim Kartoffelgraben (Jahn). Im Dorfe selbst stiess man früher neben der Kirche auf alte Mauerreste, Ziegel und Menschenknochen, an einer andern Stelle auf einen unterirdischen Hohlraum und gebrannte Erde. Wenn nun auch unter den Ziegelsteinen solche mit Reliefdarstellungen waren, so ist dabei doch nicht, wie bei einer ältern Auslegung eines Augenzeugen, an römische Überreste zu denken, sondern wir dürfen nicht ausser acht lassen, dass sich in der Gegend nicht selten verzierte Backsteine aus der mittelalterlichen Ziegelei im nahen St. Urban finden, so in Wynau, Langenthal etc., und dass es sich in unserm Falle weit eher um solche handeln könnte, als um die ohnehin sehr selten vorkommenden verzierten römischen Ziegel. Die ganze Gegend hat beim Guglereinfall furchtbar gelitten, das nahe luzernische Dorf Tundwyl ist damals für immer zugrunde gegangen, und wir dürfen wohl annehmen, dass jene Überreste in Roggwyl von einem in jenen Zeiten zerstörten Steinbau herrühren.

Langenthal.

Genauere und reichere Nachrichten haben wir von der archäologisch wichtigen Umgegend dieses Ortes. Den ältesten bis jetzt bekannten Überrest aus vorgeschichtlicher Zeit bildet die Grabhügelgruppe im Unterhard, zwischen Aarwangen und Mumenthal, als Pendant zu den bloss eine schwache halbe Stunde nach Westen entfernten, bei „Aarwangen“ beschriebenen Tumuli im Zopfen.

Die Gruppe im Unterhard besteht aus sechs Hügeln, doch zeigt der umliegende Boden noch ausserdem eine Anzahl kleinerer, regelloser Erhöhungen, die immer noch einer fachmännischen Untersuchung harren.

Die Gräber im Unterhard haben seit bald einem Jahrhundert viel Ausgrabereien über sich ergehen lassen müssen und waren in den verflossenen 40er Jahren ein wahrer Tummelplatz jener archäologischen Hyänen, die mittags mit dem Spaten ausrücken, einen Schacht in den Tumulus stechen und abends alle Taschen voll Scherben und Bronzen mit heimbringen, von denen nach ein paar Wochen nichts mehr zu sehen, aber viel Phantastisches zu hören ist.

Den Reigen eröffnete Statthalter J. D. Mumenthaler, doch ist nicht mehr festzustellen, mit welchem Erfolg.

1845 fielen Steinegger und Dennler über den grössten der Hügel her und erbeuteten „unter anderem“ einen Bronzekessel.

Dem guten Beispiel folgte im Spätjahr 1846 F. A. Flückiger.

Da der grösste der Hügel schon durch Steinegger und Dennler bearbeitet worden war, so machte sich Flückiger jetzt an den schönsten der noch übrigen, einen Tumulus von mittlerer Grösse, den er durchstach und durchsuchte. Er enthielt eine grosse Menge von Kieseln und Geröllsteinen, die in der Mitte einen Haufen (zentrale Setzung)

bildeten, den in einigem Abstand ein Steinkreis umgab. Unter der zentralen Steinsetzung fand Flückiger eine weitbauchige, unverzierte Urne aus schwärzlichem, mit Quarzkörnern und Glimmerblättchen vermischtem Ton, in Scherben zusammengedrückt, sowie das Fragment eines bronzenen Armringes und andere Bronzen, zum Teil von neuer, aber nicht näher bezeichneter Form; einen hölzernen und einen eisernen Ring, die eiserne Spitze eines Schneidinstrumentes. Nach Flückigers Angaben bestand die Bronze aus 20 % Kupfer und 80 % Zinn.

Von Knochen oder Kohle will Flückiger nichts gefunden haben.

Im Frühjahr 1847 nahm Flückiger dann den bereits von Steinegger und Dennler heimgesuchten, grössten Hügel unter den Spaten. Er fand weder eine Steinsetzung, noch einen Steinkranz, dagegen viele zerschlagene Kiesel, sowie einige feine rote Scherben im ganzen Hügel herum zerstreut.

Wenig über dem natürlichen Boden fand sich als Rest eines nach Nordost orientierten Skelettes ein Schädel und Zähne. Neben der Leiche lagen die Fragmente eines langen einschneidigen Dolches und eine schwer zu beschreibende Bronze.

Unweit dieses ersten Skelettes lag in gleicher Richtung ein zweites, noch schlechter erhaltenes, dem gleichfalls ein Dolch beigegeben war. Ausserdem fand sich das Halsstück einer Urne von rotem, sorgfältig bearbeitetem Ton.

Allem Anschein nach haben wir es hier also mit zwei alamannischen Nachbestattungen nach Analogie derer in Bannwyl und andern Orten zu tun. Das eisenzeitliche Brandgrab, welches Dennler und Steinegger zum Teil geplündert, muss unter dieser spätern Beisetzung liegen.

Nach diesem grössten Tumulus nahm Flückiger einen der kleinsten in Angriff, der dicht neben dem im vorhergehenden Herbst angegrabenen steht. Hier fanden sich

mehrere grosse Steine und kaum einen Fuss unter dem Rasen Stücke eines zierlichen Arm- oder Halsringes von Bronze. Ausserdem fand Flückiger die Scherben einer unverzierten bauchigen Urne aus dunklem, quarzhaltigem Ton, die er wieder zusammen stellen liess. Merkwürdigerweise kamen grosse Knochen, Reste einer Wirbelsäule und ganze Kinnladen mit Zähnen zum Vorschein, wahrscheinlich von einem Pferd. Diese Tierleiche hat natürlich mit dem Brandgrab nichts zu tun und dürfte in der beim Rütihof-Tumulus bei Bannwyl erwähnten Weise in den Hügel geraten sein. Als letzten Fund erhob Flückiger ein mit eisernen Nägeln besetztes Bronzeblech.

Ein gütiges Geschick hat wenigstens die Bronzen dieser Ausgrabung auf uns kommen lassen (Museum Bern). Das „schwer zu beschreibende" Stück ist ein hübsches Brustgehänge, leider auf einer Seite etwas defekt; die Ringfragmente gehören einer Hohlspange an und zeigen auf der Vorderseite die typischen geometrischen Strich- und Kreisornamente, zum Teil mit schraffierten Feldern, wie deren besonders Subingen eine wahre Auslese, mehrfach in intakten Exemplaren, geliefert hat. Das mit eisernen Nieten (3) besetzte Bronzeblech ist ein nicht so leicht zu deutendes Fragment eines grössern Objektes, nach der durch jene Nieten befestigten Verstärkung zu urteilen, vielleicht eines Gefässes. Was aus der Urne geworden ist, das wissen die Götter.

Im Sommer 1847 rückte nun auch Jahn auf den Plan und nahm den bereits von Dennler und Steinegger angegrabenen Hügel in Arbeit. Derselbe war stark abgeplattet, 12′ hoch und 40 Schritte im Durchmesser. Er war 1845 von der Ostseite zur Hälfte durchwühlt worden; nun machte Jahn einen 4′ breiten, 8′ tiefen und 6 Schritte langen Einschnitt in die Westseite. In der Tiefe von 4′—6′ fanden sich Brand-, und von 6′—8′ Moderspuren, aus

denen Jahn, jedenfalls irrtümlich, auf Leichenbestattung schliesst. Diese sogenannten Moderspuren sind wohl nichts anderes, als Schichten von Branderde und Asche, die ja immer auf den ersten Blick aussehen, wie Moder.

An einer Stelle zwischen dem Mittelpunkt des Hügels und der obersten westlichen Abdachung in einer Tiefe von 4′ fanden sich weissgebrannte Menschenknochen mit deutlich erkennbaren Schädelteilen. Letztlich kam in einer Tiefe von 8′ gegen die westliche Peripherie hin ein dichtes Kohlenlager von kaum einem Quadratfuss Ausdehnung zum Vorschein. Die Beigaben lagen zumeist in der untersten Schicht, in einer Tiefe von 8′, besonders in der Nähe des Kohlennestes.

Aus der Beute von Dennler und Steinegger rettete Jahn das Fragment einer sehr rohen Phalere (bernisches Museum). Er selbst fand:

1. Ein gewölbtes Bronzeblech ohne Ornament, wohl von dem Kessel, zu dem Dennler und Steinegger ein reifartiges Stück gefunden hatten, das verloren ging;
2. ein antikes Maultiereisen (nachträglich erhalten).

Keramik:

3. Ein halbes, breites Henkelstück mit anhängendem halbem Halsstück von ziemlich feiner roter Erde mit rötlichem Firnis;
4. ein Bodenstück, im Bruche schwarzbraun, mit Quarzkörnern, beidseitig rot gebrannt;
5. zwei Bauchstücke gleicher Art, mit dem Bodenstück beim Kohlenlager gefunden;
6. ein Bauchstück, massiv und roh, vollständig rot gebrannt;
7. ein hellrotes Bauchstück, dünner und feiner als die vorigen, ohne Firnis.

Nr. 1 lag oberhalb der angebrannten Menschenknochen, die übrigen Stücke in der Tiefe des Hügels.

Eine dünne, feine graue Scherbe lag wenig unter der Oberfläche.

Ein Korb voll Scherben, teilweise ornamentiert, die Steinegger und Dennler ausgegraben (1845) ging vollständig verloren.

Jahn ging nun an den zweitgrössten Tumulus, den Nachbar des 2. und 3. von Flückiger untersuchten Hügels, der südlich von dem letztern nach der Landstrasse zu liegt. Er war 6′ hoch, hielt 15 Schritt im Durchmesser und war oben stark abgeplattet. Er schnitt ihn von der weniger verflachten Südseite durch einen 4′ breiten Graben bis etwas unter das Niveau des umliegenden Bodens an.

Dicht unter dem Rasen stiess Jahn auf 3 Bettungen aus Kieseln. Diese Bettungen (Kränze) waren halbkreisförmig, hatten aber keine Fortsetzung über die Südseite hinaus (?). In der Mitte des dritten Steinhalbkreises, der die oberste südliche Abdachung bildete, 3 Schritte vom Mittelpunkt des Hügels, in 1 ½—2′ Tiefe und in einem Umkreis von höchstens einem Quadratfuss, unter und zwischen aufgeschichteten gewaltigen Kieselsteinen, fanden sich nicht weniger als acht Bronzeobjekte, deren Beschreibung weiter unten folgt.

Auf der Ost-, West- und Nordseite fanden sich nur zerstreute Kiesel, kein Kranz oder Fundstück mehr.

Als von der Höhe des dritten Steinbettes aus die Hügelmitte ausgegraben wurde, fand sich eine weitere Bronze in der Achse des Hügels, 1′ unter dem Rasen in blosser Erde. Die Untersuchung der Hügelmitte bis unter das Niveau des umliegenden Bodens ergab: zerstreute Kohlen, zwei winzige Scherbchen, einen stark verrosteten eisernen Nagel und einige angebrannte Eicheln.

Von Gefässen fand sich nichts, als eine grobe rote und eine feine bräunlichrote (Rand-) Scherbe.

Die acht unter den Steinen vereinigt gewesenen Bronzen sind:

1. Ein glatter, grosser, geschlossener Armring;
2. ein ovaler, gerippter Armring, dessen beide Enden in Ösen auslaufen; in der einen Öse waren noch Überreste eines kleinen Verbindungsringes;
3. eine kleine Bronzenadel, mit zwei abgestuften Wulsten unmittelbar unter dem runden Kopf;
4. ein kleines, gerades, spiralförmig profiliertes Bronzefragment, dessen Zweck oder Zugehörigkeit nicht wohl zu erklären ist;
5. und 6. zwei glatte, ziemlich dicke Fingerringe;
7. eine Fibel mit ziemlich scharf geknicktem Bügel, von sehr zierlicher, stark an Spät-Hallstatt erinnernder Form. Die äusserste Spitze des Nadelhalters, sowie die Spirale fehlen. Der Bügel hat auf der Scheitelhöhe einen Verstärkungskamm, zu dessen Seiten ein Ornament von gravierten Dreiecken und Querlinien einsetzt und bis zum Nadelhalter hinab fortläuft;
8. eine sehr schöne Früh-La Tène-Fibel mit beidseitiger Spirale, intakt. Der Bügel ist hoch, fast halbkreisförmig mit einem gewellten Kamm geschmückt, zu dessen beiden Seiten einfache Querlinien in gleichen Abständen eingraviert sind. Der Nadelhalter ist stark verlängert und biegt zum Bügel zurück. Der obere Teil der Verlängerung ist mit drei Wulsten verziert, an die sich eine aus zwei hohlen Kapseln gebildete Kugel schloss, die mit schraffierten Dreiecken verziert sind. Die eine dieser Halbkugeln hat Jahn verloren, wie auch die Nadel abgebrochen. Oberhalb der Kugel endet der Nadelhalter in ein Knöpfchen, das auf einem kurzen, gerippten Stiel sitzt.

Im Zentrum des Hügels fand Jahn eine weitere Fibel, von merkwürdiger Form, ebenfalls der Früh-La Tène-Zeit

angehörend. Die Nadel fehlt, ebenso zum grössten Teil die Spirale. Der Bügel ist sehr breit und besteht aus zwei Teilen, einem mit graviertem Zickzack verzierten Rahmen und einem von diesem eingefassten, getriebenen elliptischen Felde, das keine weitere Ornamentik hat. Auch hier ist der Nadelfuss zurückgebogen und mit zwei Pfannen geschmückt, einer grössern innen und einer kleinern am Ende.

Diese Funde, jetzt im bernischen historischen Museum, lassen keinen Zweifel in der Zeitbestimmung zu. Wir haben es mit einem Grabe der Früh-La Tène-Periode zu tun. (V.—IV. vorchristliches Jahrhundert.)

Der dritte Hügel, den Jahn ausgrub, war kleiner als die beiden andern und liegt etwas weiter im Walde, nördlich von dem erstuntersuchten, ganz nahe bei dem ersten und dritten der von Flückiger geöffneten. Seine Höhe betrug damals in der stark abgeplatteten Mitte $3^1/_2$ ', sein Durchmesser 10 Schritte. Jahn machte einen 3 ' breiten Einschnitt von der Ostseite her, in der Tiefe bis etwas unter das umliegende Terrain. Einige Schritte vor der Mitte des Hügels stiess er auf die Peripherie einer Steinsetzung aus grossen Kieseln. $1^1/_2$ ' unter der Oberfläche, $^3/_4$ ' über dem natürlichen Boden kam eine Urne zum Vorschein, die von einer Schale und einem Lignitarmring nebst zugehörigem Beschlägefragment begleitet war. Die Urne hat nach Jahns Zeichnung eine ziemlich einfache Form und einen auffällig weiten Hals, die Schale gleicht einem Näpfchen mit rundem Boden und geraden Wänden. Der Lignit- (Gagat-) Ring hat eine braunkohlenähnliche Farbe und ist schwerfällig. Das Beschläge, welches ursprünglich seine Aussenseite bedeckte (nach Jahn's Deutung; es dürfte sich aber um das Fragment einer selbständigen bronzenen Hohlspange handeln), hat in der Mitte, auf ein Drittel der Breite ein glattes Feld, in welchem kleine

konzentrische Kreise in einigen Abständen stehen; die beiden Seiten zeigen enggezogene Längslinien.

Mit Jahns Nachgrabungen kamen die unheilvollen Grüblereien zum Abschluss und auf lange hinaus kümmerte sich niemand mehr um die Gräber im Niederhard.

Da unternahm Dr. von Fellenberg im Jahr 1873 einen Streifzug in die Gegend und grub zwei Tumuli aus.

In dem einen fand er eine Urne mit Schulterwulst nebst hübscher Schale, sowie Fragmente von Bronzedraht und ein hübsch gearbeitetes Feuersteinartefakt, sowie einen vorzüglichen typischen Eisendolch (Hallstatt) samt Scheide. Der in der Mitte mit einem Wulst versehene Griff endigt in zwei Bügeln, ebenso das untere Ende der Scheide. Die Klinge ist sehr breit.

Der zweite war der grosse, an welchem Steinegger, Dennler und Flückiger ihre Künste geübt hatten. Fellenberg fand noch Überreste zweier Urnen, einer rotgebrannten und einer grauen, letztere mit Wulst auf der Schulter, sowie Fragmente eines bronzenen Halsringes. Das Hauptstück ist eine reichlich nussgrosse Rassel aus Bronze, an welcher noch ein Stäbchen haftet. Sie hat eine runde Form, ist hohl und die Wandung in gleichen Abständen mit Schlitzen versehen. Analoge Stücke in reicherer Ausführung und mehreren Varianten bis hinauf zum prachtvollen Brustschmuck fanden wir im Gräberfeld Subingen (vide Anhang). Hier gehören sie der späten Hallstattzeit an, während in Obergösgen sich ein etwas schlankerer Typ in einem Früh-La Tène-Grab fand. Diese Rasseln, die, wenn sie intakt sind, kleine Kiesel enthalten, scheinen in der Übergangszeit Spät-Hallstatt/Früh-La Tène, also ungefähr im V. Jahrhundert vor Christi, in unserer Gegend ziemlich verbreitet gewesen zu sein; zweifelsohne hat den einfachen Menschen damals das klingelnde, klirrende Geräusch, das die zierlichen, glänzenden Dinge bei

jeder Bewegung des Trägers hören liessen, nicht wenig gefallen.

Als Nachzügler, höchst wahrscheinlich aus einem dieser Gräber stammend, tauchte in diesem Jahre in Langenthal ein Serpentinbeil auf. Es ist fazettiert, zeigt typische Landform und an der Schneide einen muscheligen Bruch vom Gebrauch. Vor Jahren war ein durch das Gräberfeld führender Waldweg korrigiert worden und der Vorbesitzer hat der sehr glaubwürdigen Tradition zufolge das Beil in einem Einschnitt, der einen Tumulus berührte, gefunden. Jetzt ist es im bernischen Museum bei den übrigen Funden aus dem Unterhard nach einer ziemlich langen Irrfahrt zur Ruhe gekommen.

Jahn erwähnt noch als Funde aus der Gegend von Langenthal: den antik abgebrochenen hinteren Teil eines Bronzebeils, einen kleinen, verhältnismässig sehr dicken Ring aus dunkelgrünem Glas mit sehr enger Öffnung, beide Stücke jedenfalls aus dem Hardwald. (Für das Bronzebeil ist diese Annahme nicht zutreffend.) Von römischen Stücken: ein Fragment von feinster Siegelerde mit Reliefdarstellungen, und ein Stück geschmolzenes Blei.

An römischen Ansiedlungen war Langenthal relativ sehr reich. Schon früher fand man im Orte tief unter der Erde hin und wieder viel altes Gemäuer und Dachziegel uralter Form, zehn und mehr Fuss tiefe Wasserleitungen von Kieselsteinen, und römische Münzen.

Die bedeutendste römische Anlage war jedenfalls diejenige auf dem Standort der heutigen Kirche und der nordöstlich davon gelegenen Landstücke. Dass schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts das Vorhandensein uralter Überreste auf diesem Hügel bekannt war, beweist eine interessante Notiz bei J. C. Mumenthaler. Einem Mann unweit der Kirche hatte ein Wahrsager verkündet, im Kirchbühl ruhe ein alter Schatz. „Inzwischen waren die

betreffenden Leute, die zu ihrem Hause gerne einen eigenen Brunnen gehabt hätten, so abergläubisch noch nicht. Sie schickten den Wahrsager, nachdem sie ihm zuvor seinen Taglohn gegeben und obendrein noch eine gute Milchsuppe dargestellt hatten, beschämt wieder nach Hause. Jetzt scheint nun der Geist, der ihn nach der Sage hütete, da er sich lange nicht mehr zeigte, erlöst, und mit ihm auch der Schatz verschwunden zu sein.“ (Zirka 1820.)

Geiser-Flückiger in Langenthal hinterliess folgende Notizen, bei denen nicht ausser acht zu lassen ist, dass ihm besonders daran lag, zu beweisen, dass die Burg der Luternau auf dem Kirchhügel zu Langenthal gestanden:

„Anlässlich des Umbaues der Kirche 1898 hat es sich ergeben, dass auf dem Platz der jetzt bestehenden Kirche schon vor dem Umbau von 1675 eine kleinere Kirche stund, deren Fundamente auf der Nord- und Westseite beim Graben des Heizungskanals deutlich zum Vorschein kamen.

Zu gleicher Zeit hat alt-Sigrist Hans Geiser-Lüthi, Schreiner, hinter seinem Wohnhause, gegen den Turnplatz hin, Ausgrabungen zur Anlage eines Neubaues mit Keller vorgenommen, wo ganz bedeutende Fundationen der ehemaligen Luternauischen Burg zum Vorschein kamen.

Auf dem Turnhaus-Vorplatz sind ebenfalls, anlässlich der Einrichtung von Feldküchen für Militär, mächtige Fundamente von Mauerwerk zutage getreten.

Weiter nach Norden, in der angrenzenden Hofstatt hinter dem Wohnstock von Herrn Dennler-Richard oder jetzt Fritz Dennler, Sattler und Burgerrat, sind Rudimente eines runden Turmes konstatiert worden. Es wird behauptet, dass der unterirdische Gang, welcher vom Schloss nach dem Kehlpach führte, in der Ecke des Kirchhofes beim Turnhaus im Jahre 1864 teilweise aufgedeckt war. (Jedenfalls eine Wasserleitung.)

Beim Bau des Wohnstockes von F. Dennler-Richard sel., neben dem sogenannten Lauberhaus an der Badgasse, ist man im Jahr 1823 beim Kellergraben auf Fundamentgemäuer eines runden Turmes gestossen. An die Besitzung Dennlers angrenzend, sind in der Hofstatt des Thomas Lyrenmann, Spenglers sel., beim Graben beständig Mauerspuren zum Vorschein gekommen. Das Terrain grenzt an das Turnhaus und den Kirchhof. Sehr wahrscheinlich hat hier eine römische Ansiedlung oder Posten gestanden.

Es ist aber mehr als wahrscheinlich, dass an der Stelle des römischen Wachtturmes oder Kastells im frühen Mittelalter eine kleine Burg der Luternauer stund. Bei Abgrabung des „Turnhubels“ im Jahre 1862 anlässlich der Verebnung des Turnhausplatzes sind massenhaft Überreste von Tonwaren, ornamentierten St. Urban-Backsteinen, Glas und Fragmente von Ofenkacheln zum Vorschein gekommen. Dies lässt mit Sicherheit darauf schliessen, dass auf dem Kirchhof die Stelle der frühern kleinen Burg Luternau zu suchen ist. Ganz gewiss war nach Funden und Aufdeckung von römischem Mauerwerk auf der gleichen Stelle eine römische Baute. Römische Schlüssel sind auf dem Kirchhof bei der Aushebung von Grabschächten gefunden worden. (Museum Bern.)

Nach den Freien von Langenstein erschienen als die mächtigsten Grundbesitzer der Gegend die Edlen von Luternau. Im Dorfe selbst besassen sie einen von einem Wall umgebenen Hof, soviel als eine Burg. Sie soll auf dem Hügel hinter der Kirche gestanden haben.

Laut Mitteilungen von Dr. Karl Geiser stand sie aber vielleicht gegenüber dem jetzigen Güterbahnhof, wo bei Arbeiten vor einigen Jahren Überreste eines festen gemauerten Gebäudes von ziemlich grosser Ausdehnung zutage traten.“

Soweit die Notizen von Oberst Geiser-Flückiger.

Es ist gar nicht ausgeschlossen, dass sich auf der römischen Ansiedlung eine mittelalterliche Anlage festgesetzt hatte, somit auch kein Grund vorhanden, die Angaben dieses sehr seriösen Gewährsmannes zu bezweifeln. Die Verantwortung für die Deutung jener Überreste als Burg Luternau freilich muss ihm überlassen bleiben. Diese Burg Luternau geht in der ganzen Gegend um und es dürfte nicht mancher Hügel im weitern Umkreis sein, der nicht schon im Verdacht gestanden hat, der Träger der einstigen Luternau gewesen zu sein.

Wichtig ist für unsern Fall bloss, dass Geiser-Flückiger ausdrücklich römische Funde auf dem Kirchhügel, beim Turnhause und an der Badgasse erwähnt. Dieser Bericht, der durch seitherige Fundnachrichten auf der ganzen Linie bestätigt wird, zeigt schon, dass die Ansiedlung eine ganz bemerkenswerte Ausdehnung hatte. Die letztes Jahr angestellten Nachfragen ergaben aber, dass sie bis zur Rotgerberei hinunterreichte. Etwas oberhalb des vor der Gerberei liegenden Grubenplatzes zieht sich ein kleiner Abhang hin, den man vor Jahren behufs Erweiterung und Verebnung des Platzes etwas abgegraben hatte. Dabei zeigte es sich, dass die Erde in diesem „Bord“ voller Ziegel- und Mörtelreste war, bei denen auch Scherben nicht fehlten. Im Sommer 1902 fand sich bei Anlegung einer neuen Grube in diesem aufgeschütteten Material sogar eine sehr hübsche spätrömische Halsbandperle aus Ton, deren Umfang charakteristische Verzierungen in braunroter und blaugrüner Glasur zeigt. Sie entspricht vollständig den Stücken, die man meist in grösserer Zahl zu einem Halsschmuck vereinigt, in Gräbern der Völkerwanderungszeit findet (Museum Bern). Vom Kirchhügel kam dem bernischen Museum durch Sattler Dennler in Langenthal, einem eifrigen Retter solcher Funde, ein eiserner Fingerring mit Plaque, sowie ein ornamentiertes Ziegelfragment zu. Letzteres

dürfte nach der Art der Reliefverzierung sehr wohl als Teil eines Stirnziegels zu betrachten sein. Beide Objekte sind römisch und fanden sich bei Leistenziegeln und römischen Backsteinen.

Eine weitere Anlage derselben Zeit hat deutliche Spuren unmittelbar ausserhalb des Langenthal-Bades, rechts von der Strasse nach St. Urban, hinterlassen. Auf einem auffällig terrassierten Landstück finden sich zahlreich Ziegelscherben und Mörtelspuren in der Erde, doch konnte ich nichts über anderweitige Funde in Erfahrung bringen. Da das Landstück schon lange unter Kultur steht, dürften die der Bodenbearbeitung hinderlichen Mauern längst ausgebrochen sein; was dann an Töpferei noch etwa vorhanden gewesen wäre, ging unter den landwirtschaftlichen Werkzeugen vollends in die Brüche. Immerhin ist nicht ausgeschlossen, dass eine Nachgrabung doch noch ein Ergebnis hätte, da im obern Teil des Landstückes eine Anzahl wenig beschädigter Leistenziegel zum Vorschein gekommen sind.

Dieser Stelle schräg gegenüber, etwa zehn Minuten davon entfernt, trägt in der Niederung eine Parzelle den seltsamen Namen „Kehlpach.“ Zu verschiedenen Zeiten sind hier Überreste römischer Bauten gefunden worden, aus denen die Tradition schnell eine der zwölf helvetischen Städte machte, während einige den Sitz der Luternau hier suchen zu sollen glaubten. Dazu hatte sie jedenfalls nicht zum wenigsten die Nachricht verleitet, es habe ein unterirdischer Gang von hier nach dem Kirchhügel geführt.

Diese meist ganz unbegründete Behauptung, da und da sei ein unterirdischer Gang, kehrt auch in Herzogenbuchsee und Thunstetten wieder und bildet gewissermassen einen integrierenden Bestandteil aller naturwüchsigen Fundnachrichten über diese Stätten. Bedenkt man die Schwierigkeiten, die der Erstellung und Instandhaltung eines solchen Ganges im Wege standen, sowie den geringen Wert, den

er im flachen Gelände haben musste, so wird es einem nicht schwer, diese Berichte nur noch als romantische Ausschmückung gelten zu lassen. Unterirdische Ausgänge sind, wenn ich nicht irre, in der Schweiz nur bei drei grossen mittelalterlichen Burganlagen vorhanden. In den meisten Fällen handelt es sich um verkannte Wasserleitungen.

Immerhin möge der Chronica halber hier der Bericht Mumenthalers über Kehlpach folgen:

„In der Nähe des anmutig gelegenen und noch ziemlich stark besuchten Langenthaler-Bades, wo es heutzutage genannt wird im Kehlpach an der Strasse von Langenthal nach St. Urban stand einst ein festes Schloss, das den Namen Luternau soll getragen haben und nach der Volkssage von den Solothurnern zerstört worden sei. . .

Von diesem Schlosse aus soll einst ein unterirdischer Gang nach dem eine Viertelstunde vorgelegenen römischen Castrum bei der auf einer sanften Anhöhe des Geissbergs thronenden Kirche zu Langenthal geführt haben. Daselbst wird unter einem Hügel, von den Einwohnern der Kirchhubel genannt, noch ziemlich vieles Gemäuer hervorgegraben, und von dem Gang, der noch scheint zeugen zu wollen, dass diese beiden vermutlich in Verbindung gestandenen Burgen bestimmt ursprünglich römische Kastelle gewesen seien, werden von Zeit zu Zeit noch Spuren entdeckt.“

Diese Spuren dürften sich wohl auf eine Wasserleitung beziehen, wie denn auch der vielverteidigte unterirdische Gang vom Kirchhügel zu Herzogenbuchsee nach der Vögelisegg vor wenig Jahren als gemauerte Wasserleitung in der Nähe des neuen Friedhofes wieder ans Tageslicht kam.

Eine andere Notiz Mumenthalers besagt:

„Vor einigen Jahren (zirka 1820) ist in einem Stück

Erdreich im Kälpach viel unterirdisches Gemäuer, vermutlich von der Ringmauer des ehemaligen Schlosses Luternau, hervorgegraben und darunter ein Teil von einem menschlichen Skelett, anscheinend von einer ziemlich grossen Mannsperson, gefunden worden."

Im rechten Winkel zwischen Kehlpach und dem Pfaffenweiher an der St. Urbanstrasse erhebt sich das Bohärdli, ein ziemlich steiler Hügel, der auf seiner Spitze auch spärliche römische Überreste birgt. Sattler Dennler fand einige Ziegelbrocken, sowie einen aus einem Pfahlbau verschleppten hübschen Silexschaber (oder Säge), der hier offenbar als richtiger Feuerstein gedient hatte, wie denn Feuersteinstücke in römischen Ruinen nicht selten sind. Das Interessante an dem vorliegenden Stück (Museum Bern) ist, dass seine erste Verwendung in die Steinzeit zurückreicht. Der Hügel Bohärdli zeigt an seinen drei abfallenden Seiten (im Nordosten hängt er mit dem übrigen Höhenzug zusammen) eine hübsche Flussterrasse auf halber Höhe. Dieses Band scheint aber an mehreren Stellen zu einem Wall ausgearbeitet und durch Parallel- und Querverstärkungen vervollständigt worden zu sein.

Ob dem Schmittenhubel oder Gänsfuss, der nordöstlich vom Bohärdli steht und durch seine trotzige Gestalt auffällt, eine altertümliche Bedeutung zukommt, ist noch nicht festgestellt; unmöglich wäre es nicht. Die Sage wenigstens schreibt ihm eine Burg zu, von der jedoch nichts erhalten geblieben ist.

Unfern dieses Hügels fand Herr Eymann in Langenthal in einem Bachbett ein merkwürdiges, vereinzeltes Webgewicht, in seiner rohen Form durchaus denen von Burgäschi entsprechend, aber hart und rot gebrannt.

Aus dem Adelmännliwald zwischen Langenthal und dem Obersteckholz meldet Jahn verschiedene Münzfunde aus dem Zeitalter des Augustus, Hadrianus, Probus und

der Constantine, und verzeichnet eine Stätte mit römischen Leistenziegeln. Wo dieselbe zu suchen wäre, ist mir freilich unbekannt, da die Kontrollierung dieser Nachricht ein negatives Resultat ergab. Es dürfte sich vielleicht um eine Verwechslung mit der interessanten, mittelalterlichen Ruine auf dem Schlosshubel handeln, obwohl Jahn diese letztere ausdrücklich gesondert erwähnt. Da diese Ruine schon mehrmals Anlass zu Verwechslungen gegeben hat und wohl noch geben wird, so mag sie, obwohl dem Alter nach nicht in den Rahmen dieser Abhandlung gehörig, doch hier Platz finden.

Links vom Riedhof-Untersteckholz-Weg, unfern des mutmasslichen Standortes des von den Guglern zerstörten Riedhofes erhebt sich der sogenannte Schlosshubel, eine bedeutende, ziemlich quadratisch aufgeführte Erhöhung von zirka 20 Meter Seitenlänge. Südwestlich des Bächleins, das auf dieser Seite am Fuss des Hügel vorbeifliesst, zieht sich ein ziemlich langer und breiter Wall, von dem Hügel nur durch den kleinen Wasserlauf getrennt; auf den drei übrigen Seiten ist die Anhöhe von einem etwas schwächeren, hufeisenförmigen Wall umgeben und stellt so ein recht beachtenswertes Festungswerk dar.

Am 25. September 1898 gingen C. F. Geiser, Burgerpräsident, F. Dennler, Sattler, und Gebrüder Herzig, Burgerbannwart und Burgerwegmeister, an die Sondierung der Ruine.

Oberst Geiser-Flückiger machte darüber folgende Notizen: „Es ist konstatiert, dass eine kleine Burganlage im Schlosshubel, Riedhof, aus dem 12. oder 13. Jahrhundert existierte. Beweise dafür sind die gefundenen Fragmente von ornamentierten und glatten St. Urban-Backsteinen, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammend.

Schon vor mehr als 50 Jahren seien auf dem noch wohl erhaltenen, durch Wall und Graben von zirka 2 m

Tiefe und 3 — 8 m Breite umschlossenen „Burghubel“ beim Ausreuten von Wurzelstöcken zahlreiche Scherben und ornamentierte Backsteine zum Vorschein gekommen. Die Scherben etc. wurden aber wieder vergraben.

Gestern fanden die Grabenden einen in zwei Stücke gebrochenen grossen Henkel aus Ton, von einem scheinbar ganz bedeutend grossen Gefäss herrührend. Der Henkel ist mit den bekannten kleinen St. Urban-Zieglerstempelchen gezeichnet, also ganz sicher aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts herrührend.

Ausser dem Henkel wurde ein Gefässfragment von Blumentopfform gefunden.

Bodenplatten, ganz gleich den beim Umbau der Kirche und beim Abbruch der Scheune von Sigrist Geiser gefundenen, kamen in ziemlicher Anzahl vor.

1899 April 19. Mitteilung von Grith Jost, Postillons: In den vierziger Jahren wurden auf dem Schlosshügel ornamentierte Backsteine hervorgegraben und zu 5 Bazen das Stück an Liebhaber verkauft.

Schon in den 50er Jahren und noch früher sind Nachgrabungen von ganz unberufenen Personen gemacht worden, teils in der Hoffnung, Schätze zu finden, teils angeregt durch Zufallsfunde beim Holzfällen (ornamentierte Backsteine). Die Fundstücke sind alle verschollen.

Auch auf dem Standort des 1375 zerstörten Riedhofes wurden schon Backsteine gefunden.

Nach Zemp, Backsteine von St. Urban, pag. 112, wäre am Schlosshubel ein Brennofen zu vermuten. Hammann fand daselbst viel unverzierte Fragmente.

1898, 10. November. Massenhaft Fragmente von Backsteinen und Bodenplättli, alle ohne Ornament.

Von Trinkgefässen, kleinen Tonbechern, Fragmente und Bodenstücke.

Eine gründliche Sondierung des Riedhof-Areals blieb

ohne Resultat; dagegen will Holzer Hasler Backsteine gefunden haben, auf denen Figuren waren, zum Beispiel Eichhörnchen, die er aber wieder achtlos eingrub. Einen einzigen besonders schönen, habe er an Albrecht Lyremann selig (früher in der Farb wohnhaft) verkauft."

Diese Notizen des genannten gewissen haften Beobachters lassen keinen Zweifel für die chronologische Zuteilung der interessanten Waldfestung.

Derselbe Gewährsmann schreibt ferner in seinen Notizen folgendes über Tumuli im Walde „Bohnenmoos", Neueinschlag:

„Nach Aussage von Holzer Jost in Roggwyl und Fritz Käser, Landwirt, bei der Säge in Langenthal, seien anfangs der siebziger Jahre (1872 oder 1873) im Walde Bohnenmoos, Neueinschlag, getrocknete Tongefässe in der Form von Schüsseln beim Stocken gefunden und hervorgegraben worden. In den Urnen fanden sich ausser Asche noch Gegenstände von Bronze vor. Nach der Beschreibung seien es „Nägel" gewesen, worunter jedenfalls Nadeln zu verstehen sind."

Tumuli dürften auch in einigen scharfmarkierten Erhöhungen im Walde nahe bei St. Urban zu vermuten sein.

Oberhalb Langenthal liegt in dem zu

Bützberg

gehörenden Stück des Hardwaldes ein Tumulus, den Dr. E. von Fellenberg im Jahr 1899 untersuchte. Er schreibt darüber im Jahresbericht des bernischen historischen Museums:

„Der Hügel im Hardwalde bei Bützberg liegt vereinzelt im burgerlichen Tannwalde von Bützberg, Hard genannt, am äussersten westlichen Ende desselben, zirka 60 m von der Eisenbahnlinie Langenthal-Bützberg entfernt.

Dank dem Entgegenkommen der Burgergemeinde Bützberg erhielt das historische Museum von Bern die Erlaubnis, diesen Grabhügel abzutragen gegen eine geringe Entschädigung für den Waldschaden, der durch die Entfernung einer Anzahl junger Tannen des sowieso in kurzer Zeit zu durchforstenden Dickichts entstand.

Der Hügel schien durchaus unberührt zu sein, wenig erhöht über die Fläche der Ebene, und sehr stark abgeschwemmt, daher die bis an die äusserste Grenze der Erhöhung gemessenen Durchmesser von 14 m von Süd nach Nord und 13 m von Ost nach West sich bei der vollendeten Abgrabung als viel zu gross erwiesen und 8—9 m Durchmesser als der richtige angesehen werden muss. Grösste Höhe 1—1,20 m. Auch hier wurde zuerst ein $1^1/_2$ m breiter Graben von Süden her gegen die Mitte des Hügels ausgehoben, um im Niveau des Naturbodens eine allfällige zentrale Steinsetzung zu treffen und dieselbe durch Umgraben isolieren zu können. Erst in zirka 2 m Entfernung vom Anfange des Grabens am Südrande fing die mit Kohlen gemengte Aschenerde an (der sogenannte Zieger) und zwar sehr rein, sandig und ohne Gerölle. Auf der Westseite des Grabens fand sich in geringer Tiefe (30 cm) ein Haufen halbierter, verkohlter Eicheln, wie solche schon in manchen Grabhügeln (so bei Kallnach etc.) gefunden worden sind. In $6^1/_2$ m Entfernung vom Anfang des Grabens stiessen wir in bloss 60 cm Tiefe auf sorgfältig mit Lehm zusammen verbundene grössere und kleinere Rollsteine und erratische Blöcke. Nun wurde die Steinsetzung sorgfältig blossgelegt und erwies sich als ein länglicher, festzusammengefügter Bau von 1,90 m Länge und 90 cm mittlerer Breite bei 90 cm bis 1 m Höhe. Ehe diese zentrale Steinsetzung in Anwesenheit einiger Mitglieder des Verwaltungsausschusses des Museums und einer Korona Zuschauer von Bützberg, worunter die liebe

Schuljugend mit Lehrer, auseinander genommen wurde, liessen wir das ganze Innere des Hügels in einem Durchmesser von 5—5 $^1/_2$ m ausgraben. Hierbei fanden sich in der blossen Aschenerde östlich von der Steinsetzung, 1,10 m von derselben entfernt, in 70 cm Tiefe, sehr mürbe Knochen eines jungen Rindes und zwar nur die unteren Extremitätenknochen. Auffallend war, dass gegen die Steinsetzung zu die aschen- und kohlenhaltige Branderde sich ziemlich steil unter das Niveau des Naturbodens senkte, dass so die Steinsetzung offenbar in eine trichterförmige Grube, tiefer als der umliegende Naturboden, eingesetzt war. Ausser den in der Nähe der Steinsetzung gefundenen Tierknochen, fand sich im Norden derselben, in 1,50 m Abstand und zirka 80 cm Tiefe ein vierkantiges Stäbchen aus Bronze, mit einer abgebrochenen Öse am oberen Ende, am unteren Ende zuerst dünner werdend, dann spatelförmig sich erweiternd; das spatelförmige Ende ausgekehlt, wie ein Ohrlöffelchen. Die beiden oberen Drittel sind verziert durch Bänder mit je drei und sechs umlaufenden Leistchen; Länge 8 cm, Durchmesser 5 mm, vielleicht ein Ziergehänge. Ferner ein Stift mit Knöpfchen aus Bronzeblech, ursprünglich vergoldet, Länge 15 mm, und unweit davon, ein kleiner bronzener Ring. Ferner südöstlich der Steinsetzung, in 1 m Entfernung von derselben, eine wohlerhaltene kleine Tonurne von roher Arbeit, mit zylinderförmigem, kurzem Hals und konvexspindelförmigem Bauche, wahrscheinlich ein Kinderspielzeug.

Die Erwartung, im Innern der Steinsetzung wichtigere Funde zu machen, wurde leider nicht erfüllt. Die ganze Steinsetzung, festgefügt und altarähnlich aufgebaut, bestand aus Rollsteinen und kleineren Blöcken erratischer Provenienz, die lagenförmig geordnet waren, unter sich durch Lehm fest verbunden. Letzterer war voller Kohlenschmitzen und einzelne Lagen von Kohle und Asche, durch

die ganze Steinsetzung sich durchziehend, waren deutlich sichtbar. Einzelne Bruchstücke verbrannter Knochen fanden sich auch vor, aber keine Urne. Als die Steinsetzung bis auf die unterste Steinlage abgebrochen war, fanden sich Überreste halbverbrannter, starker Extremitätenknochen, ein Wirbel und ein unverbranntes Gebissstück von einem jungen Rind, offenbar zu den schon früher, höher oben und östlich der Steinsetzung gefundenen Extremitätenknochen eines jungen Rindes (Kalbes) gehörig. Ferner halbkalzinierte Röhrenknochen eines sehr grossen Vogels (Professor Th. Studer). Unter dieser Knochenlage fand sich eine mit Kohle und Asche bedeckte, rohe Steinpflasterung, die im Naturboden, der dort trichterförmig ausgehöhlt war, lag. Nun wurde an der Basis der Steinsetzung noch tiefer gegraben und da fand sich bestätigt, dass dieselbe in eine zirka 60 cm in den Naturboden gegrabene schüsselförmige Vertiefung aufgebaut war. Die Steinsetzung selbst hatte ihr nordöstliches Ende ziemlich im geometrischen Mittelpunkt des Hügels; sie erstreckte sich von Nordwest nach Südost. Endlich wurde vom Zentrum aus das Innere des Hügels abgegraben, soweit sich noch Spuren von Asche und Kohle zeigten. So ergab sich das Resultat, dass derselbe ursprünglich höchstens 9 m Durchmesser gehabt hatte, daher in seiner jetzigen Gestalt stark abgeschwemmt war. Von Tonscherben fanden sich bloss der Boden und Stücke der Wandung von einer dünnwandigen gelblichgrauen Schale von geglättetem Ton und ein Randstück mit Hals und Bruchstück des Bauches von grauem, glimmerigem Ton, verziert durch das Kreisornament mit zentralem Punkt (Sonnenbild?) sowie einzelne Scherben verschiedener Gefässe im ganzen Aufwurf des Hügels zerstreut. Alles in allem unterscheidet sich dieser Grabhügel wesentlich von allen bis jetzt untersuchten, namentlich durch das Eingraben der Steinsetzung

in eine trichterförmige Grube, und durch das Vorkommen eines grössern, halbverbrannten (Opfer?) Tieres. Es liegt da der Gedanke nahe, ob wir es hier nicht eher mit einem Tieropferaltar, als mit einem Brandgrab zu tun haben, da verbrannte menschliche Gebeine nicht konnten konstatiert werden (Professor Th. Studer). Wenn auch hier Leichenbrand stattgefunden hat, so würde das Vorkommen eines verbrannten Nutztieres auf den Gebrauch, dem Bestatteten Brandopfer darzubringen, hindeuten."

Nach Jahn sollen früher bei Bützberg wiederholt verrostete Eisenwaffen in der Erde gefunden worden sein; wie es sich mit dieser Nachricht verhält, ist nicht mehr festzustellen. Auffällig ist der für einen Teil des Dorfes gebräuchliche Name „Welschland".

Nördlich vom Weissenried bei Bützberg, im sogenannten Riedstiglenwald, liegen zwei weitere, nunmehr untersuchte Gräber.

Dr. E. von Fellenberg schreibt im Jahresbericht des bernischen historischen Museums pro 1899 darüber:

... Schon während den Ausgrabungen bei Bannwyl hatte Referent die beiden Grabhügel im Riedstiglenwald besucht, und, da nur ein dünner, allerdings hochstämmiger Buchenwald darauf stand, sich erkundigt, ob eine Ausgrabung derselben gestattet würde. Es erhoben sich jedoch Schwierigkeiten, indem eine Flurgrenze den einen derselben durchschnitt; die eine Hälfte gehörte einem minderjährigen, landesabwesenden Jüngling, für den eine Vormundschaftsbehörde zu handeln hatte, welche es vorzog, keinen Entscheid zu treffen, da die Mehrjährigkeit des Besitzers in naher Zeit in Aussicht stand.

... Glücklicherweise lösten sich im Frühjahr 1899 alle Schwierigkeiten und konnte die wichtige Vervollständigung der systematischen Untersuchung in der dortigen Gegend an die Hand genommen und sogleich durchgeführt

werden, worüber hier nur ein kurzer, summarischer Bericht folgen möge.

Die Grabhügel im Riedstiglenwald befinden sich nördlich der Häusergruppe Weissenried und zwischen Herzogenbuchsee-Graben und ersterem, in einem mittel-hochstämmigen Bestand von Buchen und Tannen. Etwa 150 Meter nördlich derselben und, etwas tiefer gelegen, geht die Strasse von Bützberg nach Herzogenbuchsee-Graben. Von letzterer, wie auch von den schönen Feldern des prächtigen Hofes Graben sah man früher durch den gelichteten Wald die beiden dicht beieinander stehenden Hügel. Im Volksmund hiessen sie Heidehuble. Sie stehen am Rande des Plateaus von Weissenried, welches sich gegen Graben leicht absenkt, so dass, vom Wald befreit, diese Grabhügel, namentlich von Norden her, weithin sichtbar gewesen sein müssen. Beide stehen nahe beieinander in einer Linie WSW-ENE, etwa 10 Meter voneinander. Ich bezeichne den westlichen dieses Grabhügelpaares mit I, den östlichen mit II.

Seit einem Besuche der Hügel im Jahre 1895 war auf Nr. II der Wald geschlagen worden; eine Ausgrabung wurde nun von Herrn Alt-Grossrat Jutzeler in Bützberg gewünscht, da nach derselben der Boden sofort wieder angepflanzt werden musste. Die Arbeiten wurden im Monat April und Mai des vorigen Jahres mit 4—5 Arbeitern und, in Abwesenheit des Referenten, unter Aufsicht von Herrn Jutzeler Sohn in Bützberg ausgeführt.

A. Hügel I. Nicht mehr intakt, indem eine in der Mitte des Hügels gelegene tiefe Grube mit unregelmässig daneben aufgeworfener Erde von einer frühern Untersuchung Zeugnis gibt. Es hatten im Jahre 1893 Herr Pfarrer Flückiger in Niederbipp und Herr Jenzer, Landwirt in Weissenried, den Hügel in der Mitte, von oben herunter, soweit es die locker stehenden, jungen Buchen erlaubten, angestochen und ein zirka $1^1/_2$ Meter breites

Loch bis in eine Tiefe von 1½ Meter gegraben und die Grube teilweise wieder zugedeckt. Das Resultat der Ausgrabung war: zwei geschlossene Oberarm- oder Waden- (Unterschenkel) Ringe aus dickem Bronzedraht, unverziert, schön patiniert; ferner die Scherben einer vollständig erhaltenen Aschenurne von konischer Gestalt mit ausladendem Hals und schnurverziertem Rand, eine Anzahl dünner, durch Linearornamente verzierter Bronzebleche von irgend einem Belege (mit kleinen Nietlöchern, zur Befestigung auf Leder?). Ferner ein eisernes, sehr verrostetes Messer mit kurzer Griffzunge, ein kleiner Schaber oder eine Lamelle aus weisslich-grauem Feuerstein. Es zeigt diese Lamelle einen gekrümmten, dreikantigen Fortsatz, der auch als Bohrer gebraucht worden sein könnte. Ferner fanden sich verschiedene verkrümmte hohle Beschläge aus Bronzeblech, das Bruchstück einer kleinen Bronzenadel mit kugelförmigem Kopf, verschiedene Bruchstücke eines Armbandes aus dünnem Bronzeblech, inwendig hohl, von 5 mm Durchmesser, ein kleines, an einem dünnen Blech befestigtes, scheibenförmiges Bronzebeschläge mit Knopf, ein mit kleinen Buckeln verziertes, rautenförmiges Bronzeblechbeschläge mit zentralem Knopf, und endlich ein stark verrostetes, zugespitztes Stück eines zylindrischen Eisenstabes mit hohler Dülle (vielleicht ein später auf dem Hügel verloren gegangener, mittelalterlicher eiserner Pfeil oder Armbrustbolzen). Zugleich konstatierten die HH. Flückiger und Jenzer einen Steinkern oder Steinkegel aus grösseren rohen Steinen und Lehm konstruiert, unter welchem die zerdrückte Urne lag. Die gefundenen Gegenstände wurden von den Findern dem historischen Museum in Bern übergeben. Da ja nur ein sehr kleiner Teil des Hügels untersucht war, musste durch eine systematische Abgrabung des ganzen Grabhügels noch manches zutage gefördert werden. Diese Hoffnung hat sich wirklich als

nicht trügerisch erwiesen, allerdings nicht in dem erwarteten Massstabe.

Der Hügel mass von Ost nach West (genau etwa WSW-ENE) 15½ m Durchmesser, von Nord nach Süd (SSW-NNE) 13,90—14 m Durchmesser bei gut 2 m grösster Höhe über dem Naturboden (neben dem Loche der alten Ausgrabung). Um nun alte und neue Ausgrabung nicht zu vermengen, wurde, dem Naturboden eben, am Ostrand des Hügels begonnen und derselbe horizontal, immer dem allmählich sich leicht senkenden Naturboden nachgehend, abgetragen. Sehr bald traten in der reineren, feinen, sandigen (offenbar absichtlich hergetragenen) Erde Kohlenpartikeln und Aschenerde (sogen. Zieger) auf. Dann zeigte sich bald eine dünne Schicht rotgebrannten Lehms (2 cm), auf welcher eine schwarze Kohlenschicht lag, die zuerst nur als dünner Streifen, bald sich langsam gegen die Mitte des Hügels hebend, mächtiger wurde. Mit der Kohlenschicht gemengt, trat die grauliche feine Aschenerde, die gegen das Innere an Höhe zunahm, auf. Bald stiessen wir in einer Tiefe von 1,50 m unter der Oberfläche auf eine regelmässige, in gewissen Abständen liegende, der Peripherie des Hügels parallel laufende Reihe roher Feldsteine, teils kleiner erratischer Blöcke und Gerölle, teils Bruchstücke grösserer zerschlagener Blöcke von Gneiss und kristallinischen Schiefern. In dem zuerst abgetragenen Südostquadranten des Hügels wurde ein Segment von nicht ganz einem Viertelkreis eines Steinkranzes konstatiert. Von dem angenommenen und abgesteckten Mittelpunkt des Hügels, der so ziemlich an der südlichen Ecke des frühern Ausgrabungsloches der HH. Flückiger und Jenzer lag, waren die Steine des Steinkranzes zirka 5—5,20 m entfernt. Sie lagen unregelmässig, nicht aneinander stossend, sondern in ungleichen Abständen voneinander. Die rotgebrannte Lehmschicht verlief nicht durchweg bis zum

äussern Steinkranz; sie hob sich, wie die daraufliegende Aschenschicht, zusehends. Als wir auf der Ost- und Südseite die alte Ausgrabung Flückiger erreichten, fanden sich eine Menge grösserer Rollsteine und Blöcke erratischer Provenienz von der damals entdeckten und die zerbrochene Urne bedeckenden Steinsetzung herrührend. Wir konstatierten, dass die frühere Ausgrabung nicht bis auf den Grund des Grabhügels gereicht hatte, sondern wir fanden unter derselben noch einzelne Scherben von der zentralen Urne, eingebettet in Aschenerde (Zieger), darunter endlich die hier 8—10 cm dicke schwarze Kohlen- und 3—5 cm dicke rotgebrannte Lehmschicht und zu unserem Erstaunen einen zweiten, sehr regelmässigen Steinkranz aus Rollsteinen. Unter der roten Lehmschicht wurde stellenweise eine flache Steinpflasterung konstatiert. Nachdem nun in einem Quadranten bis über den Mittelpunkt hinaus die Konstruktion des Hügels blossgelegt war, wurden die 3 übrigen Quadranten von innen heraus abgegraben. Leider war im Südwestquadranten die ursprüngliche Anlage sehr durch die frühere Ausgrabung zerstört. Eine Anzahl Stücke von der zentralen Steinsetzung, wobei grosse gespaltene Stücke von Chloritgneissplatten zum Vorschein kamen, wurden herausgeschafft und von innen nach aussen die Fortsetzung des äussern Steinkranzes gesucht. Merkwürdigerweise fand sich in dem äussern unberührten Terrain noch hie und da ein grösserer Rollstein, aber in ungleichem Abstand vom Zentrum; von einer Fortsetzung des im Südostquadranten konstatierten Steinkranzes war nichts mehr zu finden, obgleich die Abgrabung, soweit einzelne stehengebliebene Buchen erlaubten, bis zum äussersten Rand des Hügels getrieben wurde. Im Nordostquadranten wurde ebensowenig ein äusserer Steinkranz konstatiert, obgleich auch hier einzelne grössere Blöcke zum Vorschein kamen. Gegen die Mitte zu hingegen wurde in derselben Tiefe

wie auf der Südseite des Hügels der innere unregelmässige Steinkranz blossgelegt, in 1,80 bis 1,90 m Tiefe vom Gipfel des Hügels, ebenso die rote Lehm- und Kohlenschicht und darüber in grosser Mächtigkeit die Aschenerde (Zieger). Dieselben Resultate ergab die Abgrabung im Nordwestquadranten; auch hier kein äusserer Steinkranz, wohl aber der innere und die rote Ton- und Kohlenschicht und Aschenerde. Waren wir in betreff des erwarteten zusammenhängenden äusseren Steinkranzes getäuscht worden, so lieferten uns nun die Süd- und Westseite des Hügels eine Anzahl schöner Fundstücke. So fanden wir in 1 m Abstand vom innern Steinkranz und in $2^1/_2$ m Abstand vom Mittelpunkt gegen NNW 60 cm tiefer als die frühere Ausgrabung der HH. Flückiger und Jenzer, über der sich zuspitzenden Kohlen- und Aschenschicht ein sehr defektes Armband aus Gagat (Pechkohle, jais). Etwas westlich davon, in ungefähr gleicher Höhe und Abstand vom innern Steinkranz, fanden sich, nebeneinander liegend, die zerbrochenen Überreste eines kleinen Näpfchens oder rohen Tonschälchens (Kinderspielzeug?), rotgebrannt und ohne Verzierung, von Hand gefertigt. Da alle Bruchstücke beieinander lagen, liess es sich wieder zusammensetzen. Im Südwesten, im Abstand von zirka 3 m vom Zentrum und zirka 1 m vom innern Steinkranz lagen nahe beieinander 2 massive geschlossene Ringe (Oberarm-, Bein- oder Waden-Ringe) von dickem Bronzedraht, gleich, aber etwas grösser, als die seiner Zeit von Flückiger und Jenzer gefundenen. Dieselben lagen zirka 60 cm höher als der Steinkranz in der reinen Aschenerde (Zieger). Noch weiter nach Westen einzelne Scherben von Tongefässen, die zur Aufschüttung des Hügels gehörten; gegen Süden, im Rest des noch nicht durchsuchten Südwestquadranten, kam endlich noch eine vollständige kleine rohe Urne von gewöhnlicher, birnförmiger Gestalt (Kinderspielzeug?) und am Rande der Ausgrabung

Flückiger und Jenzer eine ziemliche Anzahl verzierter, mit feinen einpunzierten Linearornamenten bedeckter Bronzeblechfragmente zum Vorschein, die Vervollständigung der schon von Flückiger und Jenzer gefundenen Überreste eines verzierten Bronzebleches bildend. Sämtliche dort gefundenen Bronzeblechfragmente gehörten allem Anschein nach einem flachen, fein ornierten Belege an, welches durch kleine Bronzenieten wahrscheinlich auf Leder befestigt gewesen war (Brustverzierung eines Lederkollers oder Schildes?). Endlich fanden sich im Südwestquadranten, ebenfalls am Rande der alten Ausgrabung, ein zweiter bearbeiteter Feuerstein, der sowohl als Schaber (Messer), oder, weil gezähnelt, als Säge gedeutet werden kann, und einige Scherben von der grossen Aschenurne, welche Flückiger und Jenzer zutage gefördert hatten. Nach der Lage dieser Scherben stand die Urne nicht im Zentrum des innern Steinkreises, sondern einseitig näher am Rand desselben, und die sie bedeckende Steinsetzung wurde nicht im gleichen Abstand vom innern Steinkreis umgeben. Fassen wir nun das Bild, welches uns die beiden Ausgrabungen im Grabhügel I im Riedstiglenwald bei Weissenried geben, näher zusammen, so konstatieren wir Bestattung durch Leichenbrand. Auf dem Naturboden eine sich durch die ganze Bodenfläche des Hügels hindurchziehende Schicht rotgebrannten Lehms teilweise mit Kieseln unterlegt. Auf der Südseite, auf der innern Seite der Peripherie, ein Segment von nicht ganz einem Viertelkreis eines lockeren, aus grösseren Natursteinen (erratischen Blöcken) und zerschlagenen grossen Gneissplatten gebildeten äusseren Steinkranzes.

In der Peripherie des Westquadranten lagen einzelne Steine in unregelmässigen Abständen, ohne auch nur die Anordnung eines Steinkranzes anzudeuten. In den übrigen Quadranten fand sich keine Spur eines äusseren Kranzes.

Im Zentrum des Hügels dagegen ein regelmässiger innerer Steinkranz, 60 cm höher liegend, als der äussere, Form etwas oval. (Durchmesser $2^1/_2$—3 m). Darüber erhob sich (anscheinend nicht in der Mitte) eine grössere Steinsetzung (Steinkern), in welcher die zentrale Aschenurne lag. (Flückiger und Jenzer). Die Fundstücke, 4 grosse geschlossene Bronzeringe, lagen paarweise in ungleichem Abstande von der zentralen Urne entfernt, zum Teil weit ab, im Mantel des Hügels (5,30 m). Die übrigen Beigaben Feuersteinlamellen (Messer), ein einfaches, sehr verrostetes einschneidiges, kleines eisernes Messer, Bronzebleche, Gagatarmring, kleines Näpfchen und kleine Urne lagen meist im äussern Teil des Hügels und zwar vorherrschend im nordwestlichen, westlichen und südwestlichen Teile, ungleich entfernt von der zentralen Steinsetzung und auch in ungleicher Höhe, sämtlich über, einige dicht auf der roten Schicht gebrannten Lehms, alle in purer Aschenerde.

B. Grabhügel II. Dieser anscheinend ganz unberührte, hohe und trefflich erhaltene Grabhügel in zirka 10 m Abstand nordöstlich des obigen gelegen, war vielversprechend, indem offenbar in demselben noch nie irgendwelche Grabungen vorgenommen worden waren. Der Hügel wies folgende Dimensionen auf: 16 m Durchmesser von Norden nach Süden und 15 m von Westen nach Osten, bei einer grössten Höhe im Zentrum von gut 3 m. Ich liess zuerst zur Untersuchung von Osten her einen 1,20 m breiten Graben gegen das Zentrum zu ausheben. Gegen die Mitte des Hügels rückend, wurde nun der Gang zu einem 3 m breiten Schacht erweitert, der eine vermutete zentrale Steinsetzung mit Urne blosslegen sollte. Überall sowohl im Eingangsgraben, wie in der Mitte des Hügels, trafen wir auf feine Aschenerde mit Kohlenpartikeln vermengt, aber nirgends eine Steinsetzung, auch in der Mitte nicht. Hier im Zentrum des Hügels nun fanden sich in unbe-

deutender Tiefe inmitten von Kohle und Asche einzelne Scherben einer grössern Urne und ein einfaches, sehr verrostetes eisernes Messer, aber kein Steinkern oder Steinkreis. Um für die regelmässige Abtragung des Hügels von innen nach aussen mehr Raum zu haben, wurde auch ein Quergraben gezogen nach Norden zu und wie beim ersten, dem Naturboden entlang gehend. Auf der östlichen Seite dieses Grabens nun fand sich, direkt auf dem Naturboden liegend, ein Bruchstück eines grossen Gneissblocks, offenbar von einem grössern Ganzen abgeschlagen. Gegen Westen zu, im Nordwestquadranten, der nun systematisch abgetragen wurde, fanden sich in gleicher Tiefe (1,90—2,10 m unter der Oberfläche des Hügels) noch eine Reihe grösserer Bruchsteine, die anscheinend zu einem Kreise gehörten; es waren deren 5, sämtlich roh abgeschlagene kantige Blöcke, offenbar von einem grossen Fündling herrührend. Im Südostquadranten fand sich in gleicher Tiefe, auch direkt auf dem Naturboden liegend, ebenfalls ein grösserer Block, aber auch sonst weiter nichts. Im ganzen Umfang des Hügels, der aus lauter feiner Aschenerde, mit Kohle durchmengt, zusammengesetzt war, fand sich, ausser einigen nicht zusammengehörigen Scherben verschiedener Gefässe und Urnen, nichts anderes vor. Das Resultat war also: im Südwestquadranten einzelne rohe Steine auf dem Naturboden (Merksteine?) ohne sicher nachzuweisende kreisförmige Anordnung; dann in der Mitte, in halber Höhe, Scherben von Urnen und ein eisernes Messer einfachster Form, sonst gar nichts — also ein typischer Brandhügel. (Unter Merksteinen denkt sich Fellenberg Steine, welche vielleicht die Stelle der Verbrennung einer Leiche bezeichnen sollten, da offenbar in einem solchen Brandhügel viele Leichen während langer Zeiträume verbrannt worden sein mögen.)

Rekapitulation:

Tumulus I *Riedstiglenwald* bei *Weissenried*, ornam. Bronzebleche; geschlossene Bronzeringe (Flückiger und Jenzer), Durchmesser 11 cm, Dicke 3 mm, geschlossene Bronzeringe (Ausgrabung 1899), Durchmesser 12 cm, Dicke 5 mm. Aschenurne unter der zentralen Steinsetzung, zusammengesetzt und ergänzt, Höhe 39 cm, grösster Umfang 117 cm, Durchmesser am oberen Rande 19 cm, Umfang des Halses 35 cm, Durchmesser des Bodens 15 cm; eiserne Messer Länge 16 cm; kleines rotes Näpfchen (1899) Höhe 3,7 cm, Durchmesser am obern Rande 4 cm, Boden abgerundet; kleine, gelblich-braune Urne (1899) Höhe 4 cm, Durchmesser am oberen Rande 3 cm, Umfang 15 cm; Armring aus Gagat (1899) äusserer Durchmesser 8,5 cm, Dicke 12 mm.

Tumulus II *Riedstiglenwald* bei *Weissenried*, eisernes Messer, ganze Länge 20 cm, Länge der Griffzunge $5^1/_2$ cm.

Tumulus im *Hard* bei *Bützberg*, kleine Urne aus grauschwarzem Ton; Höhe 6 cm, Durchmesser am Rande 4 cm, grösster Umfang 18 cm, Durchmesser am Boden 3,5 cm; Bronzering Durchmesser 2,5 cm; vierkantiges Stäbchen aus Bronze mit ausgebrochener Öse, Länge 8 cm, Durchmesser 5 mm; Stift mit Knöpfchen (unter der Patina Spuren von Vergoldung zeigend) Länge 15 mm.

Im Dreieck zwischen Bützberg und Herzogenbuchsee liegt das Dorf

Heimenhausen.

Der Wald zwischen Bützberg und Heimenhausen birgt, unfern dem letzteren Dorfe, am Nordabhang, eine ziemlich grosse römische Ruine, die indessen des Bestandes wegen noch nicht gehörig untersucht werden konnte. Professor

Felix Anderegg fand in derselben bei einer leichten Anschürfung in den verflossenen 60er Jahren Leistenziegel und angebrannte Steine. Die Mauerzüge messen zirka 22 Schritte in der Länge und 12—14 Schritte in der Breite. Die Umgebung der Ruine weist viele Unebenheiten und kleine, tumulusähnliche Erhöhungen auf, deren Natur noch nicht festgestellt ist. Eine genauere Untersuchung des Terrains durch Berufene wäre angezeigt, sobald der Waldbestand eine solche nicht mehr hindert. Ob diese Ansiedlung in irgend einem Zusammenhang mit der Brückenkopf-ähnlichen Aufführung an der Aare bei Stadönz stand, wird schwer zu ermitteln sein. Jahn nimmt an, jene Aufdämmung habe ein römisches Flusskastell oder eine Specula getragen. Unmöglich wäre dies angesichts der dichten Besiedlung der Gegend in der römischen Zeit nicht, aber bis jetzt liegen auch keinerlei Fundstücke oder Spuren vor, welche diese Annahme belegen. Auffällig ist jene Erhöhung unzweifelhaft. In Heimenhausen sind nach gefälliger Mitteilung von Dr. J. Heierli Gräber in flacher Erde mit Leichenbrand konstatiert worden. (Späte Eisenzeit).

Wahrscheinlich ist dagegen, dass die Ruine bei Heimenhausen direkt mit der römischen Ansiedlung in

Herzogenbuchsee

in Verbindung stand. Eine römische Weganlage, von Heimenhausen über die Schwärzi und Vögelisegg führend, ist nachgewiesen; stellenweise wurde deren Pflästerung ausgebrochen, wobei Ziegelfragmente und auch römische Münzen gefunden wurden. Letztere gingen wieder verloren mit Ausnahme eines Septimius Severus in Bronze, den Landwirt Reist von Wanzwyl im März 1903 auf dem sogenannten Reckenberg fand. Erhalten ist auf dem in sehr schlechtem Zustande befindlichen Stück bloss der

Kopf des Imperators auf der Vorder- und der Umriss einer Viktoria auf der Rückseite.

Das älteste, uns erhaltene Fundstück von Herzogenbuchsee ist ein hübsches, bronzenes Schaftlappenbeil, ähnlich demjenigen von Wangenried. Das Stück kam vor Jahren ohne nähern Fundbericht an das bernische Museum.

Archäologisch bedeutsam sind in hohem Masse die römischen Überreste, welche zu verschiedenen Malen auf dem Kirchhügel konstatiert worden sind. Die erste diesbezügliche Nachricht stammt von 1728, dem Erbauungsjahre der heute noch stehenden Kirche. Den originellsten Bericht über die damals gemachten Entdeckungen verdanken wir dem Solothurner Wallier von Wendelstorff; er schreibt in seinen Fundnotizen:

„Zu Hertzogen Buchsi, allwo man 1728 die alte Kirchen abgebrochen und eine neue erbauet, wurde in dem Fundamentgraben ein Mosaikboden entdeckt, welcher aber aus Ohnwissenheit bis anno 1768 verdeckt worden, währender Zit die Dotengräber bey einer Leichenbegengnus auf selbigs kommen. Darvon der einte Theill under der Kirchen mit mehrerem Fleiss durch die Sorgfalt des Pfarers undersucht und ein Abriss darvon nach Bern in die Bibliothek übersendet worden, der allda fur ein Denkmal aufbehalten wird. Auch haben die Einwohner zu selbiger Entdeckung noch andere römische Ueberbleibsel gefunden.“

Auch Skelettreste von St. Felix und Regula fand man nebst einem Eisenmesser in einem kleinen Gewölbe der alten Kirche laut Bericht Walliers.

Und weiter berichtet der emsige Sammler:

„Bey Erbauung der neuen Kirche zu Hertzogen Buchsi fand man auf dem Kirchhof Würfelböden von ohngleicher Gattung, darvon Herr Pfahrer Kyburtz einige Stück auf-

behalten; auch fand man verbrannte Frucht, Korn, Erbsen, wie auch einen Totencörper, der umb den Hals ein Band von Corallen von Agatstein hatte; auch fand man in der Maur im Cohr hinter den Säullen ein Gewölb, da aussenher an der Maur das Bildnuss eines Engels, der mit dem Finger auf folgende Schrift wies:

„Komet her ihr gesegneten meines Vaters, besidlet das Reich.“

Dann klagt der Chronist angesichts des Umstandes, dass diese Funde so wenig gewürdigt wurden:

„Es geschehet noch heut zu Tag, dass manch alterthümliches entdeckt werde, aber durch den Ohnverstand und aus Mangel der Wüssenschaften, darvon man keinen Begriff hat, widerumb verborgen bleibe, insonderheit wo die Ohnwissenheit herrschet, wie es hier meistens bey gedachtem Ohrt, da man reichliche Anzeigungen gehabt von dem Aufenthalt der Römer, die zu einer Erlüterung gedient hätten. Wenn man nur noch weiter nachgesucht hätte, so würde man ohne Zweifel merkwürdige Sachen gefunden haben, aber es war auf einem Kirchhof und scheint, dass in der Gemeine man aus Aberglauben mehreres zu undersuchen einen Widerwillen getragen, also dass die verdiente Nachsuchung widerumb bis auf eine glückhaftigere Zeit verborgen verbliben.“

Die Zeichnung eines Teiles des ersten Bodens, welche Wallier gibt, ist nicht sehr genau.

Ein anderer Bericht, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, meldet:

„Als man 1728 die alte Kirche abbrach und das Fundament zum Chor der neuen Kirche grub, so wurden, etwa 3—4′ tief unter der Erde, Überbleibsel von einem pavimentum tessellatum gefunden, das ziemlich schön gewesen sein soll. Auf dem Kirchhofe, gegen Morgen, findet man noch allezeit bei Beerdigung der Todten Überbleibsel

von einem solchen pavimentum. — Dieses letztere liegt bei $1^1/_2$ ' tiefer im Boden als das erstere, von welchem wenig mehr zu sehen."

Ein dritter Mosaikboden, den man ebenfalls schon 1728 auf der Nordseite des Chors und östlich vom Kirchturm konstatiert hatte, wurde im Juli 1767 bei einer geflissentlich angestellten Nachgrabung in einer Tiefe von 6 ' wenigstens teilweise wieder abgedeckt, jedoch wieder zugeworfen, nachdem man eine Zeichnung davon aufgenommen hatte (Tafel III), die im bernischen Museum ist. Eine derselben beigegebene Notiz besagt:

„Die kleinen Steinchen stecken in einem roten Mauerwerk, das ungefähr $1^1/_2$ ' dick; unter demselben sind Kieselsteine und Ziegel mit einem erhöhten Rand." (Also Leistenziegel.)

Am 20. Juli 1810 wurde sowohl dieser dritte, als auch der zweite Boden in 6 ' Tiefe, auf der Ostseite der Kirche, vollständig wieder abgedeckt und nun auch von dem zweiten eine Zeichnung aufgenommen (Tafel IV). Die derselben beigefügte Notiz besagt:

„Diese Böden bestehen aus einem gewöhnlichen Mauerwerk von $1^1/_2$ Bernschuh Dicke; auf demselben befindet sich ein Zement von Ziegelmehl und Kalk, 7 ''' dick, auf diesem Zement ein Kitt, vermutlich von Kalk und zerstossenem Marmor, 2 ''' dick; darin sitzen die Würfel, die den eigentlichen Boden ausmachen. Diese Würfel sind Stücklein Marmor, rot, gelb, weiss, schwarz; die der Figuren und Zierraten haben 3 — 4 ''', die des Kranzes oder der Umgebung 4—5 ''' Dicke."

Jahn berichtet über diese Entdeckungen ferner:

„Weiter stiess man im August 1812 bei dem zweiten, östlich gelegenen, auf ein Stück eines Musivbodens, welcher zwischen jenem und der Ostseite des Chors dergestalt lag, dass er sich in das Fundament desselben hineinzog. Dies

war ohne Zweifel ein Überrest des zuerst entdeckten, der 1728 beim Bau des Chors grösstenteils zerstört worden war. Seither ist zu Anfang des Jahres 1826 der zweite, 1810 zuerst abgedeckte musivische Fussboden neuerdings blossgelegt und den Altertumsfreunden zur Beschauung dargestellt worden, um jedoch bald wieder verscharrt zu werden. Der dritte aber wurde bei einer durch unberufene Grübler veranstalteten Abdeckung in den 30er Jahren fast ganz zerstört. Das an der Ostseite des Chors befindliche Fragment des ersten Paviments kam zu Anfang der 30er Jahre bei Bereitung eines Grabes zum Teil wieder zum Vorschein, und anwesende Altertumsfreunde hatten damals Gelegenheit, die herrliche Arbeit dieses Bodens zu bewundern, welcher in dem blossgelegten Teile einen Stern von weissen Steinchen auf grauschwarzem Grunde darstellte. Die im Jahre 1812 abgedeckte Partie zeigte Arabesken, Blumen und konzentrische Figuren, welche nicht blosse Einfassung, sondern Hauptgegenstand der Darstellung zu sein schienen. Dies ist auch um so wahrscheinlicher, als bei einer auf der Innenseite des Chors angestellten Nachgrabung, wovon unten das Nähere, die Unterlage des zerstörten Teils in der Richtung der Mauer sich vorfand. Jedenfalls ist dieser Boden kleiner gewesen, als der zweite, so auch der dritte, welcher ebenfalls nur Arabesken aufgewiesen hatte. Aus gleichem Stoffe, wie die Würfel des zweiten Bodens, nur etwas grösser, waren die Würfel des ersten Bodens geschnitten, der von Süden nach Norden lag und 23′ ins Gevierte mass. Es war aber dieses Mosaikwerk ohne Zweifel eines der schönsten unter den in der Schweiz gefundenen (Tafel V); es bestund aus einer Einfassung von Blumengewinden und Arabesken, vier Vierecken, ebenso vielen Halbzirkeln und einem ganzen Zirkel, welcher die Hauptfigur in der Mitte umschloss. In den Vierecken waren ebensoviele Köpfe von Halbgöttern oder Genien, in

den Halbzirkeln verschiedene vierfüssige Tiere angebracht; die Hauptfigur war ein Reiter mit dem römischen Feldherrnrock, das Flügelross, den Pegasus, reitend. Da aber das Musivwerk auf der West- und Nordseite sehr beschädigt und zugleich auch die östliche verdorben war, so blieb nur das südwestliche Viereck noch sichtbar. Dieses zeigte den Kopf des Feldgottes Pan mit zwei kleinen Hörnern und daneben als Attribut des Gottes eine einfache Flöte oder Schalmei. Von der Hauptfigur in der Mitte fehlte leider das Oberhaupt samt dem Gesichte. Von den in den Halbzirkeln dargestellten Tieren war ein Bär in seinem Hinterteile und ein Tiger ganz erhalten. Letzterer, ein grosser indischer Königstiger, ist in vollem Sprunge, auf seinen Raub losstürzend, meisterhaft dargestellt. Dieses am besten erhaltene Stück wurde 1811 ausgehoben und nach Bern gebracht, wo es durch sorgfältige Künstlerhand zusammengefügt, im Saal der Gipsabgüsse (Antikensaal) in Form eines Tischblattes zu sehen ist. Was die Bestimmung dieses Mosaikbodens betrifft, so muss derselbe vermöge seiner Grösse zum Boden eines Tafelzimmers gedient haben, wie man schon früher richtig geurteilt hat. Die zwei andern Mosaikwerke bildeten ohne Zweifel den Boden von erhöhten Vorzimmern. Nachdem schon früher neugierige Grübler unter dem ersten Mosaikboden einen hohlen Raum verspürt hatten, ist durch Nachgrabungen, die 1846 dicht an der östlichen Innenwand des Chors ausgeführt wurden, ausgemittelt worden, dass unter jenem Mosaikboden ein hohler Raum mit Heizvorrichtungen sich befand und dass an den Zimmerwänden Heizröhren, welche Dampf- oder Luftheizung bewirkten, angebracht gewesen waren. Schon in einer Tiefe von 2′ traf man auf eine aus Bruch- und Kieselsteinen äusserst solid aufgeführte römische Grundmauer, welche mit der Fundamentmauer des Chors parallel lief; aus der ausgegrabenen Tiefe von

8′ erhob sich dieselbe 6′ dergestalt, dass sie an der untersuchten Stelle eine Heizöffnung überwölbte. So weit man diese unter die Mauer verfolgen konnte, war sie mit einem etwas schräg aufwärtsgehenden flachen Boden von ganzen römischen Leistenziegeln versehen, denen nur die mit Fleiss abgebrochenen Leisten fehlten; die Höhe der Wölbung betrug 2′, und die Weite war 8′, so weit, als der ausgegrabene Raum. Sowohl die Heizöffnung, als der davor liegende Schutt war voll Kohlen und Asche, und den ausgegrabenen Raum füllten bis nahe an die Oberfläche unzählige Fragmente von Heizröhren. Ihre Breitseiten waren mit schrägen, kreuzweise gelegten Parallelstriemen versehen, denen zum Teil noch Kalk inhärierte. Sowohl in der Heizöffnung selbst, als in der Schutterde kamen viele Menschengebeine vor, an ersterem Orte verbrannte. Sonst fand man nichts, als einige eiserne Nägel und Gefässscherben von roter Siegelerde mit spiessartig gereihten Schraffierungen, von gemeiner schwarzer Erde und von Topfstein. Abgesehen von dem Reichtum an Mosaikwerken ist die klassische Lokalität des Kirchhofes von Herzogenbuchsee ziemlich arm an Altertümern. Münzen sind selten; eine vor etwa fünf Jahren gefundene römische Silbermünze, vermutlich eine Kaisermünze, ist für die Wissenschaft leider verloren gegangen. Das hiesige Kastell (?) ist wahrscheinlich nach vorhergegangener Plünderung von Feindeshand zerstört und mit Feuer verwüstet worden; denn beim Abdecken der Mosaikböden fand man überall Kohlen und Massen von geschmolzenem Metall, Zeugen eines gewaltigen Brandes, und als man im Jahre 1846 am östlichen Hügelabhang eine gründliche Nachgrabung vermittels eines starken Einschnittes ausführte, entdeckte man in der halben Höhe des Abhanges einen nicht sehr dicken Boden von Tuffstein, der mit Stücken von geschmolzenem Eisen buchstäblich bedeckt war. Sonst fand man nichts,

als eine Masse von Bruch- und Kieselsteinen, welche von zerstörtem Mauerwerk des ostwärts gestandenen Gebäudes herrührten; einige Stücke von farbigem Gipsbewurf mochten von dem Zimmer herrühren, von welchem das grosse Musivwerk den Boden ausgemacht hatte. Unten am östlichen Abhang des Kirchhügels liegt, von diesem durch einen Graben getrennt, ein sehr steiler und ziemlich breiter, mannshoher Wall. Auch dieser wurde untersucht, und es zeigte sich, dass er aus blosser Erde aufgeführt war; Fragmente römischer Leistenziegel, die darin tief vorkommen, scheinen für seinen römischen Ursprung zu sprechen. Eine Trümmerstätte mit römischen Leistenziegeln liegt etwas weiter aufwärts, unten am südöstlichen Abhang des Kirchhügels. Am nördlichen soll sich ein verschütteter unterirdischer Eingang befinden. . . ."

Über die soviel bekannt letztmalige Aufdeckung eines Teils der römischen Überreste im Boden des Kirchhügels berichtet die Historische Zeitung vom Februar 1854:

„Durch gefällige belehrende Mitteilung des Herrn Pfarrer Howald zu Herzogenbuchsee, vom 6. September, sind wir in den Stand gesetzt, über die alterthümlichen Entdeckungen, welche bei Erweiterung des dasigen Kirchhofes stattgefunden, Näheres mitzutheilen.

Die Erweiterung des Kirchhofes zu Herzogenbuchsee, über dessen alterthümliche Bedeutung die antiquarische Topographie des Kantons Bern (Jahn) zu vergleichen, geschah an der Nordostseite der Kirche, auf einer Erdstufe, welche etwa 6—8′ tiefer lag, als der bisherige Kirchhof. Auf dieser Parzelle Land, welche etwa 25,000 Quadratfuss misst, befand sich ein offenbar zu militärischen Zwecken hergestellter Wall mit einem innerhalb desselben am Fusse des Kirchhofabhanges laufenden Graben. Diese Erdwerke rührten, wenn nicht aus spätrömischer, doch höchst wahrscheinlich aus mittelalterlicher Zeit her, da ein befestigter

Kirchhof zu Herzogenbuchsee war. Im Bauernkrieg mögen diese Erdbefestigungen, insoweit es die kurze Frist einiger Tage erlaubte, erneuert worden sein.

Bei den Erdarbeiten, die zur Verebnung dieses dem Kirchhof anzufügenden Stückes Land ausgeführt wurden, kam man bald auf die Grundmauern von drei zusammenhängenden römischen Gebäuden. Bei gewohnter Festigkeit hatten dieselben eine Dicke von 6—8 Fuss; zwei liefen in paralleler Kurve von West nach Ost am Abhang hin, und andere zwei liefen, erstere durchkreuzend, ebenfalls parallel von der Kirche her nach Norden. Am Fusse dieser Mauern bemerkte man stellenweise Gypserarbeit in bunten Farben, theils marmoriert roth und weiss, theils bestimmte Zeichnungen. Da jedoch, ungeachtet öfterer Mahnung, beim Abdecken keine Sorgfalt angewendet wurde, so zerfiel Alles, ohne dass man eine Zeichnung hätte aufnehmen können. Auch für Anfertigung eines Planes der abgedeckten Gebäulichkeitsreste geschah nichts, und die vorgefundenen Grundmauern wurden zum Zwecke nachheriger Beerdigung gänzlich ausgegraben.

Zu oberst im neugewonnenen Stück Land, hart unter dem bisherigen Kirchhof, gegen Norden und zwischen obigen Quermauern, erschien ein in der Mitte zirka 3 Fuss hohes, wohlerhaltenes Tuffsteingewölbe mit einer Unterlage von grossen römischen Leistenziegeln. Offenbar führt dieses Gewölbe auf den alten Kirchhof hinauf; allein es ist mit Schutt angefüllt und wurde leider nie ganz geräumt, also nicht bis zu seinem Ausgang verfolgt, obschon hier am ehesten antiquarische Ausbeute im Einzelnen zu hoffen wäre. Ob durch dieses Gewölbe eine Art Wasserleitung vermittelst eines Pumpwerks ging, oder ob es als Kloake diente, bleibt dahingestellt. Von Münzen fand man nur einen Vespasian in Mittelerz mit ziemlich gut erhaltenem Brustbild des Kaisers im Lorbeerkranz mit der Umschrift:

Caes. Vesp. Aug. Die Rückseite weist eine stehende Figur mit dem Merkurstab nebst den Lettern S(enatus) C(onsulto). Überbleibsel von Gefässen wurden von den Arbeitern unbeachtet weggeworfen; eine Sammlerhand fehlte. Es fanden sich auch Überbleibsel eines auf beiden Seiten schön geschliffenen Marmorbodens, der, schneeweiss, eine röthliche Unterlage hatte. Von Mosaikböden, wie sie die Tiefe des alten Kirchhofes birgt, war keine Spur zu finden.

Neuere, an Herrn Hidber in Bern, aus Herzogenbuchsee vom 1. und 2. November letzthin gelangte Nachrichten melden, dass am 31. October auf dem Kirchhof ein unterirdisches Gewölbe von bedeutender Tiefe eingestürzt sei, dessen Ende zwei herabsteigende Männer in einer Tiefe von ca. 30 Fuss mit einer langen Ruthe noch nicht erreicht hätten. Diese Wölbung sei nicht gemauert, wie der letzthin gefundene Gang, sondern feste Thonerde; sie liege bedeutend tiefer, als die bis jetzt gefundenen Sachen und es möchte wohl nicht an römischem Ursprung fehlen.

Wir wiederholen hier die Hoffnung, dass es den vielen achtbaren Männern in Herzogenbuchsee, denen es an Sinn für Bildung nicht fehlt, gelingen möge, bei neuen Fundstücken sowohl für deren möglichste Erhaltung zu sorgen, als auch die Verschleppung interessanter Gegenstände zu verhüten, auf welche beiden Punkte wir zunächst alle Aufseher bei den eben vorzunehmenden Eisenbahnbauten dringend aufmerksam machen möchten."

Soweit die Historische Zeitung.

So wie die Archäologen des 18. Jahrhunderts hinter jeder römischen Ruine ein Bad oder einen Tempel vermuteten, glaubte man noch vor 50 Jahren an solchen Stätten Militärposten voraussetzen zu sollen; so argumentiert auch Jahn bei der römischen Ruine zu Herzogenbuchsee.

Nehmen wir einmal an, unsere Gegend sei erst im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Römern faktisch besetzt worden, so ergibt sich bis zu den ersten Alamanneneinfällen in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts eine Friedensperiode von reichlich zweihundert Jahren, eine Zeit der ungestörten gedeihlichen Entwicklung, wie sie sich in Westeuropa in der neueren Geschichte für kein Land wiederholt hat. Die nennenswerten Störungen des innern Friedens fallen beide noch in das erste Jahrhundert: Die Einmischung der Helvetier in die Thronstreitigkeiten, welche 69 nach Christo zu der Niederlage des Volkes am Mons Vocetius (Bötzberg) und zu einer Verwüstung des Landes zwischen Vindonissa und Aventicum führte (Tacitus Hist. I, 67—70), und die durch den Befehlshaber Saturnius in Vindonissa 88 nach Christo angezettelte, missglückte Revolution, die indessen mehr die heutige Nordostschweiz berührte.

Erst die Stürme in den Jahren 253—268 nach Christo machten der langen Ruhe ein Ende; die meisten ländlichen Ansiedlungen dürften damals von den hereinbrechenden Alamannen zerstört worden sein für immer.

Für unsere Gegend kamen die Parteifehden der Römer unter sich kaum in Betracht, ganz abgesehen davon, dass der nach allen Seiten hin mit Strassen versehene Vicus Salodurum, das heutige Solothurn, vollständig genügte, das weitere Umgelände mit seiner Besatzung im Zaum zu halten, umsomehr, als die wohl gleichfalls strategisch besetzten Orte Olten und Petinesca die Heranziehung von Verstärkungen erlaubten. Was hätten überhaupt die kleinen, im Lande herum verzettelten Pöstchen ausrichten können? Der erste Anprall hätte sie vernichtet oder abgeschnitten, denn nichts spricht dafür, dass wir es mit grössern bleibenden Lagern in diesen zerstreuten Ansiedlungen zu tun haben. Alles beweist vielmehr, dass sich zahlreiche wohlhabende Römer oder reich gewordene Inländer auf Landsitzen nieder-

gelassen hatten, Leute, die jedenfalls noch so froh waren, dem Parteitreiben in Rom und den wahnsinnigen Cäsarenlaunen fern zu sein. Die Münzfunde aus den oberaargauischen Ansiedlungen weisen in der Hauptzahl auf das zweite und dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hin, so dass wir füglich annehmen dürfen, dies sei auch die Blütezeit dieser Niederlassungen gewesen.

Der Wall nordöstlich des Kirchhofes zu Herzogenbuchsee, den Jahn als Beweis für den militärischen Charakter der Ansiedlung besonders hervorhebt (neben der dominierenden Lage des Kirchhügels), besagt wenig, höchstens, dass hier eine Mauer errichtet worden war, wie man sie nicht nur in vielen römischen Ruinen ausserhalb der eigentlichen Gebäude, und heute noch, als Schutz gegen unberufene Eindringlinge erstellte. Als im Frühjahr 1901 der westlich vom Kirchhügel, am Fusse eines steilen Abhanges liegende Bachthalenweiher ausgefüllt werden sollte, wurde dessen Grund noch vorher untersucht, um allfällig vorhandene Relikte zu retten. Fellenberg überwachte diese Arbeiten und schrieb dem Verfasser unterm 27. Januar 1901 darüber:

„. . . Gestern war ich an Ort und Stelle und habe die Lokalität einer genauen Besichtigung unterworfen. Ich habe die Überzeugung gewonnen, dass ein eigentlicher Wallgraben dort gar nicht existiert hat, denn da wo es am notwendigsten gewesen wäre, wo der Friedhofhügel sich gegen den Bach langsam abflacht, dort wäre ein Schirmgraben nötig gewesen, dort hätte man den Bach in einem Graben, mit Wasser gefüllt, dem Schlosshügel entlang geführt, während da, wo jetzt der Weiher ist, die Steilheit der Böschung und die Höhe des Hügels genug Schutz gewährte. Auch sonst sind nirgends um den Friedhofhügel herum Spuren eines Grabens sichtbar, der doch auf der Nord-Nordostseite, da wo der alte Friedhof ist, seine

Spuren hinterlassen haben müsste. Das führt mich dahin, in der Anlage auf dem Kirchhügel kein eigentliches Castrum zu sehen, welches auch viel zu klein wäre, sondern es stund gewiss dort eine vornehme dominierende Beamtenwohnung mit grossem Saal (Mosaik etc.), allerdings strategisch gut und sicher angelegt und leicht zu verteidigen. Nun bin ich, wie Sie, der Meinung, hart am Fusse des Hügels einen längern Graben zu ziehen bis auf den Naturboden, um zu sehen, was ist das Terrain der Hügelböschung, Aufwurf oder Naturboden? . . ."

Ein Brief vom 14. Februar 1901 berichtet in dieser Angelegenheit weiter:

„. . . Nach dem Bericht von Herrn Pfarrer Ludwig wurden am Ostrand des Weihers ganz dicht am Hügel unter dem Zaun zwei (nördlich und südlich) Gräben gezogen. Zuerst kam Bodenschlamm des Teiches, dann ziemlich mächtig sandiger Lehm und darunter Sandsteinfelsen (sogenannte Galle) zum Vorschein. Keine Spur von Schutt, weder Ziegel, noch Scherben oder Kalk, gar nichts als Naturboden. Wir haben also den besten Beweis, dass kein Graben war, also der Hügel nicht befestigt war, und dass die Villa mit dem schönen Mosaik auf der Ostseite des Hügels (Sakristei, Chor und alter Friedhof) lag und dass man dort suchen müsste, um die Entdeckungen von 1812 zu vervollständigen. . . ."

Fellenberg war früher nicht abgeneigt gewesen, der Ansiedlung militärischen Charakter zuzuerkennen, liess aber nach dieser Untersuchung eine solche Vermutung vollständig fallen.

Dass die Ausstattung der Gebäude eine reiche war, verraten uns die Mosaikböden; die auf Tafel III und IV dargestellten Stücke gehen zwar nicht über die Grenze des Handwerksmässig-Hübschen hinaus, der grösste Boden aber, Tafel V, darf als ganz bedeutendes Kunstwerk gelten

und gehört, wie Jahn richtig sagt, zu den schönsten der in der Schweiz gefundenen Überreste dieser Art. Es ist kaum zu bezweifeln, dass die Halbkreise Tierdarstellungen enthielten, wie der (nun im bernischen Museum befindliche) Tiger und der halberhaltene Bär nahelegen. Den für die Zeichnungsanordnung der römischen Mosaikböden allgemein gültigen Regeln nach dürfen wir auch aus dem im einen Viereck erhaltenen Pan darauf schliessen, dass in den Eckquadraten Genien abgebildet waren; den vielen Deutungen des Reiters auf dem Flügelross in der Mitte möchte ich keine neue beifügen und mich damit begnügen, zu erwähnen, dass die meisten Ausleger auf den romanisierten Bellerophon, oder, gestützt auf die berühmte Gemme mit der Apotheose des Augustus, diesen selbst oder einen seiner Nachfolger in dieser schmeichelhaften Darstellung sehen wollten. Ohne genau durch andere Hinweise erklärte analoge Darstellungen ist wohl über den Sinn des Bildes nicht viel zu schreiben, als neue Hypothesen. Seien wir also vorläufig zufrieden mit dem Kunstwerk an sich, das in weiter Runde alles Ähnliche bedeutend hinter sich lässt! Schade nur, dass vor 5 Jahren gelegentlich der Umwandlung des alten Friedhofes in Anlagen, niemand da war, der eine endgültige und leicht zu bewerkstelligende Bergung der noch immer im Boden liegenden bedeutenden Reste dieser Böden veranlasste. Wann wird endlich ihre Auferstehung kommen?!

Der ärgste Frevler an ihnen war Pfarrer Kyburz zu Herzogenbuchsee. Bei der ersten Entdeckung der Böden 1728 liess er aus dem grössten derselben diejenigen Partien für sich herausbrechen, die ihm besonders gefielen, und diesem Vandalismus haben wir unzweifelhaft die Lücken zuzuschreiben, welche das 1812 aufgenommene Aquarell angibt. Pfarrer Kyburz hinterliess die Fragmente wohl seinem Sohn, der in Diemtigen lebte, doch sind sie längst

verschollen, wie auch sein Nachlass, der jedenfalls bei der Schreibseligkeit von Pfarrer Kyburz Aufschluss nicht nur über die fehlenden Mosaikteile, sondern auch über andere damals gemachte Entdeckungen hätte geben können.

Die Tafeln der 3 Böden sind Reproduktionen der im Museum aufbewahrten, von Augenzeugen aufgenommenen Aquarelle unter Weglassung der nicht zur Sache gehörenden Verschnörkelungen, sowie unter Berücksichtigung notorischer Zeichnungsfehler. Die Farben der Vorlagen sind ohne Zweifel teilweise im Laufe der langen Jahre bedeutend abgebleicht, doch war es nicht rätlich, diesem Umstande bei der Reproduktion Rechnung zu tragen.

Besonders hinweisen möchte ich hier noch auf die auffällige Ähnlichkeit des Motivs der äussersten schwarzen Bordüre beim grossen Mosaik (Tafel V) und dem rotblauen Band zwischen den beiden von Aubert Parent in der Scharle bei Attiswyl blossgelegten Böden, von denen einer leider bis auf einen belaubten Zweig zerstört war. (Tafel II).

Auffälligerweise findet sich genau dieselbe Bordüre auf dem einen Mosaik von Unter-Lunkhofen, abgebildet im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 1891, Nr. 1. Dass wir bei den örtlich ziemlich auseinanderliegenden Anwendungen desselben wirkungsvollen, aber technisch wohl ziemlich schwierigen Randornamentes an denselben Musivisten für alle 3 Böden (und somit an deren ungefähr gleiches Alter) zu denken hätten, ist wohl das Einfachste, da diese Künstler jedenfalls ziemlich weit ihrer Arbeit nachreisen mussten. Immerhin könnte es sich ja auch um Wiederholungen desselben Motives durch mehrere handeln.

Von den farbigen Wandverzierungen sind einige auf Gips gemalte Bruchstücke auf uns gekommen; sie liegen im Museum Solothurn. Das eine zeigt einen Stab von abgerundeten, widerhakenartig rückwärts gekehrten Schuppen,

die sich an einer geraden Mittellinie gegenüberstehen; die der einen Seite sind grün, die der andern schwarz. Das zweite Fragment zeigt ein Bruchstück eines in rosa und braunrot gehaltenen grössern Ornamentes, das dritte in einem weiss ausgesparten Streifen einen geraden schwarzen Strich. Das Feld über dem weissen Streifen ist glatt braunrot, dasjenige unterhalb ist schwarzgrau gehalten.

Von weitern römischen Funden sind folgende Stücke zu erwähnen: anfangs der verflossenen 60er Jahre kam im sogenannten Sandacker beim Pflügen eine römische Goldmünze zum Vorschein; das Stück wurde leider an einen Händler verkauft und ist verschollen.

Beim neuen Friedhof stiess man Ende 1900 bei Anlage eines Grabes auf eine aus Tuffplatten zusammengefügte Wasserleitung, welche jedenfalls nach der Vögelisegg hinunter führte.

Im sogenannten Biblis fand sich 1889 in einem Acker ein zierlicher scheibenförmiger römischer Wirtel.

Als direkt mit der Ansiedlung auf dem Kirchhügel zusammenhängend sind die östlich davon in der Hofstatt von Landwirt Ingold zutage kommenden Überreste, wie Mörtelbrocken, Scherben und Ziegelfragmente zu betrachten.

Nicht unbeachtet zu lassen ist die Bezeichnung „Heidenmoos“ für einen Teil des Dorfes. Ob dieselbe direkt archäologische Bedeutung hat oder nur auf den sich in der ersten Zeit nach der Reformation äussernden Übereifer zurückzuführen ist, der in einigen bernischen Gegenden katholische Kapellen mit „Heidechappeli“ und Altgläubige kurzweg Heiden benannte, mag vorläufig dahingestellt bleiben.

Dass auf dem allerdings sehr auffällig gelegenen „Zwingherrenhubel“ im Lööliwald eine Spekula gestanden hätte, wie Jahn meint, möchte ich sehr bezweifeln; denn wiederholte Untersuchungen an Ort und Stelle ergaben

keine Spur, auch nicht ein Ziegelbröcklein oder Kohle, die nicht fehlen würde, auch wenn der kleine Bau nur in Holz erstellt gewesen wäre. Trotzdem ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass der aussichtsreiche Punkt als natürliche Warte benutzt wurde, aber von künstlichen Befestigungsanlagen ist, wie gesagt, keine Spur zu finden.

Etwas ausserhalb des alten Bades, im Anfang des Waldes zwischen Herzogenbuchsee und Bützberg, rechts von der Landstrasse, liegen zwei ziemlich grosse Tumuli, die schon in den vierziger Jahren, als Jahn sie sah, angeschnitten waren, jedenfalls von Schatzgräbern. Eine weitere „Untersuchung“ wurde anfangs der verflossenen 70er Jahre von Privaten vorgenommen. Nach Bonstettens archäologischer Karte fanden sie in der Basis des einen Grabes einen römischen Ziegel, im andern Ziegel, unkenntliche römische Münzen und Eisenreste. Bei beiden war keine Spur einer Einfassung oder Steinsetzung zu erkennen.

Bemerkenswert ist auch der ganz nahe am Waldrand gelegene Fuchshubel, der seiner Form nach einem riesigen Tumulus gleicht und verschiedentlich Besuch von Schatzgräbern erhielt. So waren im Frühjahr 1902 förmliche Schächte auf dem Gipfel der Anhöhe zu sehen.

Zwischen Herzogenbuchsee und Inkwyl-Äschi erhebt sich eine schöne Längsmoräne, der Önzberg, dessen Kamm auf dem zu

Niederönz

gehörigen Teil ganz auffällige und scharf markierte künstliche Terrassierungen zeigt, die eine ziemliche Ausdehnung haben. Dieser letztern wegen ist nicht anzunehmen, dass es sich um mittelalterliche Erdwerke handle, dazu sind sie zu gross angesichts der geringen Bedeutung der Gegend im Mittelalter. Da der Önzberg eine Talwacht und Sperre bildet, dürfte man eher vermuten, es handle sich um ein

vorübergehendes römisches Lager, ähnlich demjenigen von Laupersdorf. Dafür spricht nicht nur die Form der Anlage an sich mit dem steilansteigenden Zentrum, dessen Böschung durch zwei deutliche Horizontalterrassen gegliedert ist, sondern auch die zu verschiedenen Malen gefundenen Ziegelspuren; auf dem zentralen Hügel kam bei Reutarbeiten sogar ein kleines römisches Hufeisen neben einer unkenntlichen römischen Münze in Kleinerz zum Vorschein.

Dass die Terrassierungen nicht nachrömisch sind, bewies eine auf einem erhöhten Punkt auf der Stirn der obersten Terrasse im Januar 1897 durch den Verfasser vorgenommene Nachgrabung. Die betreffende Stelle liegt links und hart am Fussweg, der vom Bauerngut „Wiesi" in Niederönz nach Inkwyl führt. Es fanden sich da hart unter dem natürlichen Waldboden ziemlich mächtige Aschen- und Kohlenstreifen, in denen neben verfaulten kleineren Pfahlspitzen verkrümmte eiserne Nägel lagen, von der Form, wie sie in römischen Ruinen häufig sind. Zwanzig Schritte westlich von dieser Stelle finden sich im Boden vielfach Ziegelspuren. Wären die Terrassierungeu mittelalterlich, so hätten diese zweifellos römischen Überreste den Erdbewegungen weichen müssen oder wären im günstigsten Falle stark durcheinander geworfen worden, was die Kohlen- und Aschenschichten bei der präsumtiven Palisade widerlegen.

Bonstetten erwähnt ohne genauere Angabe aus dem Önzberg einen Tumulus in seiner archäologischen Karte. Das 3—4 Fuss hohe Grab war vom Bodeneigentümer zerstört worden, wobei eine Lanzenspitze und mehrere Bronzeobjekte zum Vorschein kamen. Die Funde sind verschollen.

Oberönz.

Ausserhalb dieser Ortschaft an der Bern-Zürichstrasse, liegen zwischen Seeberg und Oberönz mehrere Grabhügel

im Walde. Den einen, den Pfarrer Howald von Herzogenbuchsee in den 40er Jahren angeschnitten hatte, erwähnt Jahn:

„Mehr durch seine Lage, als durch seine Dimensionen ausgezeichnet, hatte der Hügel an der Basis einen Durchmesser von 6 Schritten und eine Höhe von 4'. Eine 1846 ausgeführte Ausgrabung desselben förderte nichts zutage, als einen Haufen von grossen Kieselsteinen, ziegelrote Scherben und Kohlen."

Eine im Januar 1897 durch den Verfasser vorgenommene zweite Nachgrabung hatte ebenfalls kein weiteres Resultat.

Kaum zweihundert Meter südwestlich davon, unmittelbar am Wege nach dem Steinhof, liegen zwei weitere, sehr abgeflachte Hügel im sogenannten „Aspi" dicht beisammen. Den kleinern, südlichen, untersuchte der Verfasser im April 1902. Die Durchmesser waren folgende: NS 7,20 m, OW 6 m, die Maximalhöhe 0,7 m. Ein steinkranzähnliches Depot von Kieseln fand sich im SW, SO und S. Die Peripheriestücke im Osten und Westen waren je mit einem grossen Baum bestanden und konnten daher nicht vollständig untersucht werden. Die Schichten im Innern des Hügels waren, besonders die obern, durch frühere Reutarbeiten etwas gestört. Eine Anhäufung von grösseren Steinen in der Mitte kann nicht wohl als Steinsetzung gelten, da sie doch zu spärlich war und grosse Geschiebe überhaupt in dem Moräneschutt, aus dem der Höhezug besteht, sehr häufig sind; sie fanden sich auch im Mantel des Hügels. Über die ganze Basis hin zog sich auf dem rotgebrannten Boden eine Aschenschicht, die stark mit Kohlenschmitzen durchsetzt war und besonders zwischen Mitte und Südpunkt bis zu 0,6 m Mächtigkeit anstieg. 2,2 m vom westlichen Messpunkt nach Ost fand sich in 0,7 m Tiefe als einzige Beigabe ein künstlich

bearbeitetes Feuersteinstück, das als Fragment eines Schabers gelten kann. Weder von Scherben, noch von Metall war eine Spur zu finden. Dass wir es hier mit einem neolithischen Brandgrab zu tun hätten, ist mehr als zweifelhaft, denn nicht nur der vorhin erwähnte, sondern auch die folgenden Hügel desselben Reviers gehören einer viel spätern, jedenfalls der römischen, Epoche an. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dass wir auch hier an ein Grab dieser Periode zu denken haben, in das das Silexstück zufällig, vielleicht von einer der Fundstellen am nahen Burgäschisee her, verschleppt wurde. Für das Alter der Grabanlage beweist es jedenfalls wenig oder gar nichts. Denn der direkt daneben liegende grössere Hügel ergab bei einer Anschürfung Zieger mit Kohlenpartikeln und eine kleine römische Scherbe.

Zwei weitere Tumuli liegen westlich von diesen am Nordostabhang der Solachern, der obere auf der Kante einer hübschen Flussterrasse, der andere, kleinere, einige Schritte nördlich und unterhalb desselben. Beide konnten des Bestandes wegen nur angeschürft werden und erwiesen sich als Brandhügel nach der Art derjenigen im Aspi.

Der obere ergab in dem schmalen Schacht nur Zieger und Kohlenpartikel, der untere überdies einige kleine, festgebrannte, rote Scherbenbrocken und einen eisernen Nagelkopf.

Zwischen der Landstrasse und dem Burgäschisee liegen die Überreste eines weitern Grabes auf dem sogenannten Galgenhübeli, hart am Rand der Kiesgrube, in welche ein Teil des Hügels schon hinabgestürzt ist. Über eine frühere Untersuchung desselben sagt der Bericht des Gymnasiums Burgdorf von 1879:

„Am 16. April 1877 wurde ein weiterer Grabhügel an der Strasse Seeberg-Oberönz, südlich vom Burgsee im Gemeindebezirk Oberönz entdeckt. Die Bevölkerung hielt

den Ort für einen alten Richtplatz, daher der Name Galgenhübeli. Es wurde ein Graben von Ost nach West geführt, ohne dass Funde zum Vorschein kamen."

Am 23. Mai 1902 untersuchte der Verfasser den noch vorhandenen Rest, reichlich die nördliche Hälfte des Hügels. Dieser Überrest hatte 13 m Durchmesser NS, 6 m Breite und eine Scheitelhöhe von 1,5 m. Meine Abtragung erstreckte sich bis auf den Naturboden; es fanden sich verbrannte Erdflötze mit Kohle und Asche. Artefakte zeigten sich keine. Nach der Tradition soll hier einmal ein Gefäss gefunden worden sein, doch dürfte diese Kunde eine an die frühere Ausgrabung knüpfende Legende sein.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich die solothurnische Enklave

Steinhof.

Schon Jahn meldet:

„Spuren heidnisch-altertümlicher Gottesverehrung hat man im Jahr 1846 auf dem kolossalen erratischen Blocke aufgefunden, welcher eine grosse geologische Merkwürdigkeit, auf dem höchsten Punkte der über Seeberg befindlichen aussichtsreichen Anhöhe liegt, wo das im Bernischen enklavierte Dörfchen Steinhof steht. Auf der nordöstlichen Oberfläche dieses Talkgranitblockes, welcher vielleicht grösser ist, als kein Granitblock des Jura und dessen Seiten bei einer Höhe von 12 m bei 15 m messen, wurden bei Untersuchung einer Humusschicht von $1^1/_2$ Quadratfuss im Umfang und $^1/_2$ — 1 ′ Mächtigkeit folgende Altertumsreste aufgefunden: erstens vielfache Reste römisch-keltischer Töpferware, unter welchen aber rohere, mehr keltisierende vorherrschten; zweitens eine Masse von Tierknochen; drittens allerlei Steinbildschnitzwerk; viertens endlich etwas von beschlägartiger antiker Eisenarbeit. Die ganze Erdschicht, in welcher die Gegenstände lagen, war voll Kohlen

und Asche, und es unterliegt keinem Zweifel, dass dieselben von Vorgängen heidnischer Opfer herrührten, die in der römisch-helvetischen Zeit auf dem Blocke dargebracht worden waren, sei es, dass der aussichtsreiche Stein nur als Unterlage und als natürlicher Altar etwa für sonnendienerische Opfer diente, die dem Belenus oder, eine spätere Zeit vorausgesetzt, dem Mithras dargebracht wurden; sei es, dass der Stein selbst verehrt wurde, indem der altkeltische Steinkult, welcher auch unter den Römer-Kelten fortdauerte, an den kolossalen Block um so eher sich anknüpfte, da jener Kult den ein so wunderbares Phänomen darbietenden und, wie es scheinen mochte, vom Himmel gefallenen Findlingsteinen eine besondere Verehrung schon im allgemeinen zollte."

Was aus jenen Funden geworden ist, kann nicht mehr nachgewiesen werden.

1870 erhielt Fiala von der gleichen Stelle durch Lehrer Schläfli auf dem Steinhof ein grünes Steinbeil, das wohl aus einer der benachbarten Pfahlbauten von Inkwyl oder Burgäschi hieher verschleppt worden war.

In seiner archäologischen Karte des Kantons Bern erwähnt Bonstetten römische Münzen, die beim Stein gefunden worden waren. Diese Nachricht findet indirekte Bestätigung durch Nachgrabungen, welche Lehrer Schläfli anfangs der 80er Jahre in einer Wiese zwischen dem Dörfchen Steinhof (nordwestlich davon) und dem Wald machte und welche die Überreste einer kleineren römischen Ansiedlung nachwiesen. Schläfli fand ausser Leistenziegeln, Mauerresten, Scherben, eine hübsche Handmühle (Museum Solothurn); auch Überreste einer Heizvorrichtung wurden konstatiert.

Rechts vom Weg Steinhof-Landstrasse fällt im Walde eine schöne, aussichtsreiche Terrasse auf. Sondierungsgrabungen förderten im Frühjahr 1902 Leistenziegel und

Mörtelspuren zutage; des jungen Bestandes wegen konnten die Nachforschungen nicht auf eine grössere Fläche ausgedehnt werden.

Zwischen dieser Stelle und der Waldwiese im „Wyl“ fallen in halbhohem Bestande zwei ziemlich runde Erhebungen auf, die möglicherweise auch Grabhügel sind.

Den Burgäschisee rechts liegen lassend, führt die Landstrasse nach Seeberg, dessen Kirche mit ihrem weissen Turm von einem Hügel weit ins Land hinaus grüsst.

Über eine nordwestlich vom Dorf vorgenommene Ausgrabung meldet der Bericht des Gymnasiums Burgdorf von 1879:

„Am 2. April 1877 wurden in Seeberg Grabungen vorgenommen. Auf einer bewaldeten Anhöhe nordwestlich der Kirche daselbst (Eichiwald) stehen zwei Grabhügel. Den grössern derselben liess von Bonstetten durch Konservator Jenner in Bern öffnen (ohne Funde).

Ebenso resultatlos war die Arbeit des Gymnasiums Burgdorf an dem östlichen Hügel, trotzdem er völlig ausgehöhlt wurde. Durchmesser 12 m, Höhe 1,7 m.“

Dagegen erwähnt Bonstetten „im Eichiwald 2 grosse Tumuli von 7—10′ Höhe; sie enthielten nur einige Silexfragmente.“

Weiter der Bern-Zürichstrasse landaufwärts folgend, sind bei

Hellsau

eine Anzahl Gräber oder vielmehr ein richtiger Friedhof zu nennen, der zwar allem Anschein nach dem Mittelalter angehört. In der Hofstatt von Landwirt Alfred Aebi kommen massenhaft Skelettteile mit vermorschten Sargresten zum Vorschein. Mauerzüge aus Tuffstein dürften von einer verschwundenen kleinen Kapelle herrühren.

Je weiter wir uns von den grössern Wasseradern

entfernen, desto spärlicher werden auch die archäologischen Merkmale. Aus der ganzen schönen Gegend von Seeberg bis gegen Koppigen ist mir trotz aller Nachfrage nichts bekannt geworden, was in den Rahmen dieser Abhandlung gehörte. Dicht vor

Koppigen,

im Fengelbergwald, begegnet uns der erste Tumulus, als Ausläufer alter Anbauspuren, die dem Emmenlauf folgen. Über diesen Hügel sagt der Bericht des Gymnasiums Burgdorf von 1877:

„Herr Ferd. Affolter, Kavalleriehauptmann und Gutsbesitzer in Oeschberg (2 Stunden von Burgdorf, an der ehemaligen grossen Heerstrasse von Bern nach Zürich gelegen), entdeckte in der Nähe von dem benachbarten St. Niklaus eine Erderhöhung im Fengelberg, welche ihm als künstlich aufgeworfen vorkam. Er öffnete im März 1871 den 2,4 m in der Höhe und 15 m im Durchmesser haltenden Hügel und fand einen eigentümlich geformten Schädel und ein Schwert. Dieses ist 75 cm lang und 4 cm breit, noch gut erhalten, der Griff schön gearbeitet, mit Metalldraht umwunden und mit 2 Bronzeknöpfen geschmückt. Es lag 1,05 m tief auf der Ostseite, während der Kopf in der nämlichen Tiefe auf der Westseite gefunden wurde. Der Schädel liegt in einer Privatsammlung in Bern."

Laut persönlicher Mitteilung von Grossrat Ferdinand Affolter lag der Schädel in einer Schicht von Kohlen und Asche und war mit Steinen zugedeckt. Er kam an Bürki in Bern und dürfte verschollen sein.

Das Schwert liegt jetzt im Rittersaal Burgdorf; seiner Form nach ist es spätfränkisch.

Es ist anzunehmen, dass diese Funde einer spätern Nachbestattung angehören und dass das Grab, welches der

Hügel deckt, tiefer liegt. Ferdinand Affolter war selbst dieser Ansicht und hatte den Plan, den Hügel noch einmal in Angriff zu nehmen; sein im Sommer 1903 erfolgter Hinscheid hat den eifrigen Geschichtsfreund nicht mehr dazu kommen lassen.

Als vor einigen Jahren der Dorfbach in Koppigen korrigiert wurde, fand Affolter im Aushub aus dem alten Bachbett einen Gegenstand, der unstreitig zu den wichtigsten Stücken aus dem Gebiete des Oberaargaues gerechnet werden darf (Fig. 3). Die etwa 40 cm lange Hirchhornstange ist an ihrem untern Ende meisselförmig zugeschliffen, oben, etwas unterhalb einer abgeschnittenen Verzweigung, durchbohrt. Dieses eminent wichtige Stück gehört zu einer Kategorie, die bereits in paläolithischen Stationen häufig vorkommt und die man bis in die neueste Zeit als Kommandostäbe bezeichnete. Die altsteinzeitlichen Höhlen des Vezère-Tales (Dordogne), haben prächtige Stücke mit eingeschnittenen Tierdarstellungen geliefert, die Station in Thayngen ein solches mit weidendem Renntier (siehe Heierli, Urgeschichte der Schweiz). Nun erklärt Hermann Klaatsch in Krämers „Weltall und Menschheit", Band II, pagina 274, diese Objekte in sehr plausibler Weise als Fibulæ der Steinzeit. Wir hätten somit auch das interessante und höchst seltene Fundstück von Koppigen so zu deuten. Hoffentlich ziert dasselbe bald das bernische Museum.

Jünger ist ein Silberdenar des Tiberius der beim Schlosshügel in Koppigen gefunden wurde und gleichfalls an Affolter gelangte.

Nach Aussage desselben Gewährsmannes will der frühere Totengräber in den 30er Jahren des verflossenen Jahrhunderts bei Bereitung von Gräbern auf dem alten Kirchhof in 7' Tiefe einen Mosaikboden bemerkt haben. Die Angelegenheit kam letztes Jahr wieder in Frage und

zur Vornahme von Nachgrabungen waren die nötigen Schritte bereits getan. Auch dieses Projekt wurde durch den Hinscheid Affolters hinausgeschoben. Unmöglich wären römische Überreste hier nicht und die bestimmte Aussage des Totengräbers, der im übrigen doch von Mosaikböden nichts wusste, ist immerhin auffällig.

Nebenbei seien hier auch die interessanten Steinmetzzeichen an und in der Kirche von Koppigen erwähnt. Mit diesen im Zusammenhang dürfte ein, zwar isoliert, auf dem Kirchhof gefundenes Skulpturstück stehen, das ebenfalls Affolter aufbewahrte. In seltsamen Verschlingungen stellt es eine Anzahl Tiere, wie Krebs, Fisch, Hund, Hirsch, und zu oberst einen Jäger mit spitzer Mütze, dar. Die Bilder sind in mittelstarkem Relief in das etwa 3 Quadratdezimeter haltende, unregelmässige Sandsteinstück gemeisselt.

Ziemlich deutlich ist noch ein Teil des Grabens am Fuss der mittelalterlichen Burg Koppigen erhalten, die auf dem steilen Schlosshügel einen guten Standort hatte. Nicht weit vom Zugang entdeckte man vor mehreren Jahren da, wo jetzt das Wasserreservoir steht, beim Aufgraben eines Schopfes ein Skelett neben dem eine eiserne Lanzenspitze lag. Der Fund wurde leider vernichtet.

Überreste einer römischen Strasse und eines kleinen Gebäudes im nahen

Alchenstorf

kannte bereits Bonstetten; auch Affolter hatte Gelegenheit, diese Spuren gelegentlich der Erstellung einer Wasserleitung zu beobachten.

Desgleichen fanden sich solche Reste in einem Acker südwestlich vom Dorfe

Ersigen,

doch ist nichts weiter über diese Entdeckungen bekannt geworden, als dass Leistenziegelfragmente dabei waren.

Ob die von Ersigen stammende Münze des Septimius Severus in Mittelerz im Rittersaal Burgdorf mit diesen Überresten im Zusammenhang steht, war nicht festzustellen.

Über Gräber im Geissmoos (Almet) östlich von Ersigen sagt der Bericht des Gymnasiums Burgdorf von 1877:

„. . . Unterdessen erinnerte sich Herr Bracher, Gutsbesitzer in Grafenscheuren, eines eigentümlichen Hügelpaares, welches er schon seit langer Zeit kannte. Es befindet sich in einem ungefähr eine Stunde von Burgdorf nordöstlich gelegenen Walde, Almet genannt, im Gemeindebezirk Ersigen. Vor vier Jahren schon wurden beide Hügel ohne nennenswertes Resultat geöffnet. Nun machte sich Herr Bracher am 19. Februar neuerdings an die Arbeit. Die Hügel sind $1^1/_2$ m hoch und halten 4,5 m im Durchmesser, doch ist der östliche etwas kleiner.

In $1^1/_2$ m Tiefe fand sich eine von Steinen umkränzte Stelle mit Spuren von Asche, und in der östlichen Ecke kamen Urnen zum Vorschein.

Im westlichen Grabe fand sich ausserdem in $1^1/_2$ m Tiefe eine vom Rost gänzlich zerfressene Messerklinge. Die Scherben, mit Ausnahme einiger Punktierungen ohne Ornament, gehörten 6 Gefässen an.“

Von den im Osten und Westen der beiden Gräber befindlichen Erdaufwürfen wurde der eine ohne Resultat durchschnitten.

Als Rekapitulation zu diesem Ergebnis nennt der Bericht des Gymnasiums Burgdorf pro 1879 folgende Funde, denen noch die Messerklinge beizufügen ist:

1. Urne mit schwach aufwärts gebogenem Randaufsatz, ohne Verzierung, restauriert. Höhe 35, Durchmesser des Bodens 15, des Bauches 35, der Mündung 17 cm.
2. restaurierte Schale, 9 cm hoch, 12 cm weit.
3. Randstück mit Punktornament.
4. Randstück glatt.

Die beiden Gräber dürften der Spät-Hallstattzeit zuzurechnen sein.

Etwas jünger, aus der mittleren La Tène-Periode, ist ein Flachgrab, das beim Bau der S. C. B. bei

Bikingen

blosgelegt wurde. Der Begleitbrief der Bauleitung an die bernische Regierung zu den bezüglichen Fundobjekten zählt folgendes auf:

„1. Ein Hufeisen, gefunden ziemlich tief unter dem Boden in der Materialgrube in der Hirseren bei Wynigen.

2. Zwei Armringe von Glas, gefunden zirka 6′ tief unter dem Boden in dem Bikingen-Einschnitt, unweit der Langenthal-Burgdorf-Strasse.

3. Mehrere kleine Gegenstände, am gleichen Orte gefunden.

Dieselben sollen einer messingenen Kette angehört haben, wurden aber von den Arbeitern erst bemerkt, als sie zerstückelt waren.“

Zweifellos gehörten die Bronzefragmente, wenigstens zum grössten Teil, zu einer Bronzekette. Sie haben eine hübsche Form, doch wird ihr Aussehen durch die rauhe, graugrüne Oxydschicht etwas beeinträchtigt. Von den gläsernen Armringen ist der eine mattgrün, zierlich profiliert, der andere kobaltblau. Die beiden Ränder auf der Aussenseite des letztern, die mit zwei Leisten seilartige Wulste in der Mitte umschliessen, tragen Zickzacklinien in weissem Schmelz. Das zweite Stück ist auffallend schön und zierlich. Der Fund liegt im bernischen Museum.

Bonstetten erwähnt, wohl irrtümlich, auch Bernstein.

Bei dem unterhalb Bikingen gelegenen Dorfe

Wynigen

meldet Fäsis Schweizerische Erdbeschreibung, man sehe hier in einem weiten Bezirk ringsherum altes Gemäuer,

und da bei demselben auch schon römische Münzen, Götzenbilder und Opfergeschirre hervorgegraben worden seien, so vermute man, dass einst hier eine von den Römern angelegte Festung oder aber ein Tempel gestanden habe. Diese Behauptung wurde schon von Jahn und Bonstetten widerlegt, ersterer aber verzeichnet, gestützt auf eine ältere Nachricht, derlei Spuren bei Breitenegg. Nun kommen aber tatsächlich weder in Wynigen, noch in Breitenegg irgendwelche römische Spuren vor. Jene Nachrichten sind nichts weiter als ein interessanter Beweis dafür, wie sich seltsame Legenden in ganz bestimmter Ausprägung um einen missdeuteten Begriff bilden können. Unterhalb Wynigen liegt nämlich auf der rechten Talseite auf einer steilen Anhöhe ein ausgesprochenes Refugium, das heute noch den Namen Heidenstatt trägt, eine landläufige Bezeichnung, die wohl schuld ist an all den erwähnten phantastischen Berichten. Das ziemlich umfangreiche Plateau der Heidenstatt hängt nur im Osten durch einen schmalen Hals mit dem übrigen Höhenzug zusammen; der Zugang war aber hier durch einen starken Wall und Graben geschützt, während auf allen Seiten sehr hohe Steilabfälle eine Überrumpelung fast unmöglich machten. Der Überlieferung nach soll das sehr tief in den Molassefelsen getriebene Soodloch beim Hause von Landwirt Ingold noch von jenen ersten Besetzern herstammen. Welcher Zeit wir diese Erdburg zuzuweisen haben, ist nicht bestimmt zu sagen, da Fundstücke irgendwelcher Art fehlen. Am wahrscheinlichsten ist, dass sie zu dem System nachrömischer Refugien gehört, das den Ausläufern des emmenthalischen Hügelgeländes folgt und über Thörigen, Bleienbach, Lotzwyl, Madiswyl bis nach Rohrbach hinaufreicht.

Eine unter minder günstigen orographischen Verhältnissen angelegte kleinere Befestigung liegt, gleichfalls auf der rechten Talseite, unterhalb

Hermiswyl

auf dem Homberg. Obwohl durch Reutarbeiten stark verschleppt, sind doch die Erdaufwürfe (niedrigen Wälle) ganz gut erkennbar.

Mitten in der Talfläche, von Hermiswyl und Herzogenbuchsee ungefähr gleich weit entfernt, liegt

Bollodingen,

dessen ehrwürdige Dorflinde den Stürmen vieler Jahrhunderte schon getrotzt hat. Fast zu äusserst in dem kleinen Dorfe, gegen Herzogenbuchsee hin, haben sich in „Muri" Überreste einer römischen Ansiedlung erhalten über welche schon Jahn berichtet:

„. . . Ein wenig ausserhalb des Dorfes liegt ein erhöhler Platz, welcher bei den Einwohnern „das Muri" heisst. Ebendaselbst kommt ein Heidengässlein vor. Verrät dieser Name eine römische Strasse, so lässt schon jene Benennung nach frühern Bemerkungen auf römische Rudera schliessen; auch geht das einstige Vorhandensein einer hiesigen römischen Niederlassung aus Fundberichten hervor, welche aus der ersten Hälfte des vorigen (18.) Jahrhunderts herrühren. Nach denselben fand man im Boden des Muri: römische Münzen aus dem Zeitalter des Nero, in vielen farbigen Würfeln von rohem Marmor Merkmale eines teilweise oder ganz zerstörten Musivbodens und einen Kreuzgang-Estrich von breiten gebrannten Platten, ohne Zweifel einen Leistenziegelboden. Man wollte die erwähnten Spuren eines Musivwerkes von dem Badezimmer einer Villa oder gar von einem Apollotempel herrühren lassen, indem man den Namen Bollodingen von Apollodinum, wie den des benachbarten Hermiswyl von Hermetis villa, ableitete."

Im März 1903 unternahm der Verfasser eine neue, kleine Sondierung des „Muri“. Obwohl dieselbe an eigentlichen Fundstücken nichts zutage förderte, als die gewöhnlichen roten und grauen Scherben, Leistenziegelstücke, eiserne Nägel und Feuersteinsplitter, so wurde doch ein Mauerrest aus gesägten Tuffsteinen blossgelegt, der eine wohlerhaltene, sehr feste Pflästerung nach der einen Seite begrenzte; nach der andern Seite endete sie in einer scharfen Linie. An einer Stelle im westlichsten der vier gezogenen Gräben stiessen wir auf eine seltsame Steinsetzung, die aus Kieseln und Backsteinfragmenten zusammengestellt war und die Grösse eines kleineren Weidenkorbes hatte. Das feste Gefüge liess mich den Anfang eines Mauerzuges vermuten, weshalb ich es sorgfältig blosslegen liess. Aber nun zeigte es sich, dass der Steinkegel isoliert war und zwar lag er, nach den spärlichen Spuren zu schliessen, die ich in diesem vierten Graben fand, an der Grenze oder selbst ausserhalb der eigentlichen Ansiedlung. Ich liess nun die Steinsetzung aufbrechen und fand darin verschiedene Knochenfragmente, die nach der Bestimmung durch Herrn Professor Studer in Bern folgenden Tieren angehören:

Kurzhörniges Rind, jedenfalls von der Rasse, die oft auf römischen Darstellungen vorkommt, ein Hornzapfen; Schwein, Kieferfragment eines sehr alten Tieres; Schwein, Kieferfragment eines jungen, im Zahnwechsel begriffenen Tieres. Beide gehören der kleinen Torfschweinrasse an, die mit der gallischen Eisenzeit in der Schweiz auftritt und die Studer und Otto (siehe Otto: Schweine der Pfahlbauten in der „Revue Suisse de Zoologie“ 1900) keltisches Schwein genannt haben.

Es besteht somit kein Zweifel, dass diese Knochenreste von der römischen Ansiedlung selbst stammen. Zu welchem Zweck aber wurden Überreste von drei verschiedenen Tieren so sorgfältig bestattet?

Es scheint, dass der sonst so fleissige Jahn es versäumt hat, in den verflossenen 40er Jahren, als er seine antiquarische Topographie des Kantons Bern verfasste, dem Muri in Bollodingen einen Besuch abzustatten, sonst hätte er gerade damals interessantes Material gewinnen und retten können. Bis zu Anfang der 40er Jahre reichte die Terrassierung auf welcher die Ansiedlung lag, bis an das kleine Bächlein, welches in westöstlicher Richtung der Önz zufliesst, und erhob sich hier 3—4 Meter über das Bachbett. Die Umwohnenden benutzten ihre Stirnseite als Kiesgrube, wobei sie oft in der obern Schicht Ziegelstücke, Scherben und Eisenobjekte fanden. Bald nach 1840 wechselte das Muri Besitzer und der neue Inhaber liess die Terrasse auf mehrere Meter einwärts einreissen, um mit dem gewonnenen Material die allmählich entstandene Kiesgrube auszufüllen. Dabei stiessen die Arbeiter auf Teile jenes früher schon bemerkten Mosaikbodens, die nach Mitteilung eines Augenzeugen sehr schön gewesen sein sollen. Auch Münzen und Eisenobjekte fanden sich, aber es wurde alles wieder zugedeckt und teilweise wohl auch zerstört.

Etwas oberhalb Bollodingen fand man bei Ausgrabung eines Wasserlaufes in 1 m Tiefe ein kleines Hufeisen, das leider wieder verloren ging (1896).

Das nächste altertümliche Denkmal in diesem geologisch interessanten Tale (es darf nämlich sehr wohl als der ausgeschaltete frühere Lauf der Önz betrachtet werden) haben wir bei

Thörigen.

Südöstlich vom Dorf, rechts von der Leimiswyl-Strasse erhebt sich das sogenannte Schloss, eine natürliche Höhe, die auf drei Seiten zum Teil sehr steile Abhänge hat und

nur im Südwesten mit dem Bergzug, der die ganze rechte Talseite bis Langenthal bildet, zusammenhängt. Über die Nordspitze des Plateaus ziehen sich in der Richtung WO drei, am Südende zwei Wälle, hinter denen sich überdies noch ein bedeutender Erdaufwurf erhebt. Querschnitte in diese Wälle förderten nur einige Kohlenbrocken zutage. Dagegen hat vor Jahren ein Waldarbeiter hier eine „vieleckige“ Goldmünze gefunden, die er leider einem Goldschmied zum Einschmelzen verkaufte, ohne dass sie bestimmt worden war.

Thunstetten

hat zwar ebenfalls noch keine Fundstücke geliefert, zeigt aber in der Waldpartie „Sängeli“ (cingulum?) seltsame, zweifellos künstlich erstellte Wälle, Gräben und Hügel, deren Zweck und Alter nicht festgestellt ist.

Obwohl ohne bekannt gewordene archäologische Funde im engern Sinn sei hier auch der an Thörigen grenzenden Berggemeinde

Ochlenberg

gedacht. Beim Neuhaus fanden sich in einer kleinen Kiesgrube, in den typischen Hochterrassenschotter der zweiten grossen Eiszeit eingebettet, 2 Meter unter der Oberfläche, Überreste von Bison priscus. Lehrer Anliker im Neuhaus war als erster auf der Fundstelle und rettete was noch zu retten war. Der Verfasser erhielt:

1. Zwei gebogene Hornzapfen, die in einer Ebene abgeplattet sind; die konvexe Seite ist stark gerippt, die konkave glatt, gegen die Spitze wie erodiert. 15,5 cm von der Spitze beträgt die Breite 76 mm, der gerade Durchmesser 59 mm; 2. ein Fragment der Schädelbasis; 3. einen Zwischenkiefer. Der Fund liegt im bernischen

naturhistorischen Museum und wurde von Herrn Professor Studer in Bern bestimmt.

Erwähnung verdienen einige auffällige, wenn auch nicht sehr umfangreiche Bodenerhebungen auf dem sagenreichen Dornegggütsch, von denen indessen noch keine untersucht ist. Eine merkwürdige Vertiefung am Fuss der Anhöhe trägt den Namen „Wolfsgrube“, was Mardellen vermuten liesse, wenn überhaupt Spuren alter Besiedlung der Gegend vorlägen. Alamannischen Ursprungs ist zweifellos der grösste Teil der Sagen, die sich in reichem Kranz nicht nur um den Dornegggütsch, sondern um fast jede Anhöhe in dieser Gegend winden.

Zwischen Thörigen und Bleienbach, aber noch auf dem Boden ersterer Gemeinde, liegt ein zweites Refugium nahe an der Landstrasse im sogenannten Burgstall. Gegen die Talseite hin sind drei übereinanderliegende Flussterrassen als Wälle verwendet worden; die Rückseite ist durch einen ziemlich tiefen Erosionsgraben gut geschützt. Auch von diesem Refugium sind keinerlei Fundstücke bekannt.

Von Thörigen führt quer durch das Altachental ein „Römerweg“ nach Thunstetten hinüber; auf seinem Trace stehen Heu und Getreide immer zuerst ab, ein Phänomen, das besonders in dem trockenen Sommer 1893 gut beobachtet werden konnte.

Ganz ähnliche Erdwerke birgt auch der Schafweidwald bei

Lotzwyl.

Senkrecht zum Langetentallauf stehende Wälle unterbrechen hier auf eine ziemliche Strecke die natürliche Formation der Hügelstirn, und im Hintergrund des Waldes, gegen die Rütschelenmarch, fällt eine stellenweise von einem Wall umzogene mardellenartige Vertiefung auf.

Etwas oberhalb derselben liegt eine Erhöhung, die

einem kleinen Grabhügel nicht unähnlich sieht. Förster W. Ammon fand bei einer Sondierung derselben etwas Asche mit Kohlenschmitzen auf der Basis, aber keine Artefakte, so dass auch für diese Anlage die Altersbestimmung noch dahingestellt bleiben muss.

Vormittelalterlichen Ursprunges könnte auch die Lostrennung des Gutenburghügels von dem Bergzuge sein, aus dem er vorspringt. Diese Lostrennung, die durch einen tiefen Einschnitt in den Sandsteinfelsen bewirkt wurde, ist deutlich erkennbar und es ist kaum anzunehmen, dass dieses bedeutende Werk ohne die Kooperation Vieler erstellt werden konnte. Ob aber die ersten Erbauer der Gutenburg im Mittelalter über so viele Hilfskräfte verfügten, kann bezweifelt werden.

Zwischen Gutenburg-Lotzwyl und

Madiswyl

zieht sich das sagenreiche Galgenlööli, das gleichfalls an mehreren Stellen primitive Erdbefestigungen aufweist. Auf der „Platte“ soll nach der Tradition „vor uralter Zeit“ ein Hochgericht gestanden haben.

Interessante Erdwerke finden sich im Bürgisweyer. Fast unmittelbar hinter dem währschaften und weitbekannten Badwirtshaus erhebt sich ein länglicher Hügel, der deutliche Spuren künstlicher Zurichtung zeigt. Die Sage versetzt auf seinen durch Steilabfälle nach allen Seiten trefflich geschützten Scheitel das grünenbergische Schlösslein Grimmenstein; im Volksmund heisst der Hügel das „Weyerchöpfli“ (Figur 5).

Die vom Verfasser im Juni 1902 und März 1903 vorgenommenen Sondierungen stellten vor allem fest, dass nie eine mittelalterliche Burg hier stand, denn es fanden sich keinerlei Gebäudespuren in der nicht sehr mächtigen Erdschicht, welche die Molasse deckt. Was man früher

für Mauerfundamente gehalten hatte, waren natürliche, aber täuschende Schichtungen dieser letztern. Dagegen fanden sich bei Kohlen und verbrannten Erdklumpen Scherben von grauen, auf der Drehscheibe verfertigten, aber unverzierten Gefässen aus geschlemmtem Material und gut gebrannt, ganz entsprechend denjenigen, die sich in Gräbern der spätern Völkerwanderungszeit vorfinden. Bei diesen Scherben lagen: Ein Kiefer, ein Fussknochen und eine Zehe von Schwein (junge Tiere); die Zehe war verkohlt. (Bestimmt durch Herrn Professor Studer.)

Auf dem eigentlichen Hochplateau, das beim Weyerchöpfli einsetzt, aber bedeutend höher liegt, als dieses, ist die ganze Süd- und Westkante nach der Talseite hin förmlich mit Erdgruben gespickt. Auch in diesen fanden sich in ziemlicher Tiefe Holzkohlen, sowie ein Eisenfragment, stark verrostet, das am ehesten als Schuh einer breiten Dolch- oder Schwertscheide zu deuten ist.

Als nördliche Flanke erhebt sich, mit einem isolierten, dreieckigen Vorwerk, der gleichfalls künstlich vom Plateau losgetrennte sogenannte Grauenstein, der ebensowenig wie das Weyerchöpfli, irgendwelche Gebäudespuren trägt (Figur 6). Seine Böschung ist nach allen Seiten noch steiler, als diejenige des Weyerchöpfli.

Zwischen Madiswyl und

Wyssbach

liegt oberhalb dem „Kaser“ ein typisches Refugium von ziemlicher Ausdehnung (Figur 4). Auch von hier fehlen Fundstücke.

Kleindietwyl

hat innerhalb seiner Gemeindegrenzen mehrere bemerkenswerte Anlagen. Auf einem prächtig gelegenen Aussichtspunkte des Hunzen, der dessen Vorwerk gegen das Langetental nach Madiswyl hinunter bildet, ist eine deutliche,

halbkreisförmige Terrassierung und hundert Schritte hinter derselben eine grabhügelähnliche Erhöhung. Etwas südlich von dieser Stelle liegt eine kleine Einsattelung der Hügelstirne, welche den seltsamen Namen Hexentanzplatz führt.

Nebenbei sei die auf der andern (linken) Talseite oberhalb Weinstegen liegende „Bettlerküche“ erwähnt.

Eine ganz auffällig guterhaltene, bei ihrer Kleinheit fast zierlich zu nennende Anlage befindet sich gleichfalls auf der Stirnseite des Hunzen etwas oberhalb Kleindietwyl (Figur 7). Der Durchmesser der eigentlichen runden Befestigung beträgt von Wall zu Wall kaum 30 Meter und dabei wirkt die gute Erhaltung des Ganzen geradezu verblüffend. Selbst die beiden mit Wällen bewehrten Gräben in dem ziemlich langen Zugang sind noch wohl zu erkennen. Da wo dieser Zugang sich im rückwärts liegenden Hochplateau verliert, war eine kleine Erhöhung, die Dr. Gerster in Kleindietwyl untersuchte. Sie enthielt ausser Aschen- und Kohlenspuren rote, glasierte Scherbenbrocken, die jedenfalls nachrömisch sind. Um ein Grab handelt es sich allem Anschein nach nicht.

Auffällig sind auch bastionenartig gegen die bewaldete Schlucht vorspringende Erdwerke auf dem Betzlisberg, die vor umfangreichen Gruben liegen. Eine Sondierung ergab in einer der letztern unter 40 cm mächtigen Molasseverwitterungsschichten Holzkohlen, bei denen leider keinerlei andere Überbleibsel lagen, die auf das Alter dieser merkwürdigen Anlagen hätten schliessen lassen.

Vom Hunzen kam, ohne genauere Fundbezeichnung, 1903 dem bern. Museum ein frühmittelalterliches Beil (Axt) zu.

Rohrbach

zeigt eine den beiden äussersten Festungen im Bürgisweyer nicht unähnliche Anlage im Rohrberg. Auch dieser Hügel, der im Mittelalter eine kleine Burg trug, ist ein

künstlich losgetrennter Ausläufer des rückwärts liegenden Höhenzuges. Wäre der Beweis noch nötig, dass mittelalterliche Anlagen in so isolierter Stellung und unbebauter Waldgegend deutliche Spuren hinterlassen, so könnte Rohrberg als vorzüglicher Beleg dienen. Hätten also die im Bürgisweyer erwähnten Erdburgen (sie werden schon im Anfang des 16. Jahrhunderts bezeichnender Weise „zu alten Bürgen“ genannt) jemals auch noch so kleine Gebäude getragen, so wären dieselben bei ihrer geschützten Lage niemals spurlos verschwunden.

Das Wahrscheinlichste ist vielmehr, dass wir es bei diesen sämtlichen Anlagen, inbegriffen die ausgesprochen Refugiencharakter zeigende Altburg südöstlich von Rohrbach, mit Zufluchtsstätten aus nachrömischer Zeit zu tun haben. Einen direkten Beweis, dass die Gegend in der unmittelbar auf die Völkerwanderung folgenden Zeit besiedelt war, liefert erstens ein grosser Münzfund, der 1574 zwischen Madiswyl und Rohrbach gemacht wurde und der viele spätrömische und frühmittelalterliche Münzen enthielt, die den Grund zum bernischen Münzkabinett legten. Zweitens und hauptsächlich ist nicht ausser acht zu lassen, dass fast sämtliche heute bestehenden Ortschaften des Langetentales schon in St. Galler-Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts, Rohrbach 795 sogar schon mit einer Kirche, vorkommen. Eine so dichte und in geordneten kirchlichen Verhältnissen lebende Bevölkerung konnte nicht kurz vorher zugewandert sein. Die Annahme liegt somit am nächsten, jene Refugien seien schon früher, etwa während der Frankeneinfälle, errichtet worden; damit würde dann auch der Charakter der am Weyerchöpfli gefundenen Scherben (Museum Bern) übereinstimmen. Jedenfalls bedurfte es eines gewaltigen Impulses, wie ihn gemeinsame Bedrängnis wachruft, und das Zusammenwirken vieler, um diese mächtigen Bollwerke und Zufluchtsstätten her-

zustellen, die von der Heidenstatt unterhalb Wynigen über Thörigen, Bleienbach, Lotzwyl, Kleindietwyl bis hinauf nach Rohrbach ein förmliches System bilden.

Das von Jahn unter anderm bei

Gondiswyl

erwähnte Refugium ist nichts weiter, als eine alte Entwässerungsanlage zur Trockenlegung des sumpfigen Heidwaldes.

Von dem ganzen, in der vorstehenden Abhandlung beschriebenen Gebiet geniesst

Melchnau

den Ruhm, uns von jenen seltsamen Münzen, die im allgemeinen Regenbogenschüsselchen genannt werden, geliefert zu haben. Im sogenannten Fäilimoos, einer Wiese mit Torfgrund, sind bis jetzt fünf Stück dieser Goldtellerchen gefunden worden, das erste Mal, 1871, drei Exemplare, von denen einer minimen Preisdifferenz wegen zwei nach London verschachert wurden; eines kam nach Bern. Dasselbe zeigt auf dem Avers einen Pferdekopf (?) in barbarischer Ausführung, auf dem Revers 6 runde Tupfen und eine gebogene Linie zwischen diesen und dem linken Rand. Ein zweites Stück langte 1878 ein: seine Vorderseite weist eine durchgehende, geschuppte Mittelrippe auf, von welcher bis zum linken Münzrand in gleichen Abständen Schlangenlinien auslaufen, während die Rückseite Teile einer geometrischen Verzierung zeigt. Im Juli 1903 machte Herr Dr. Burkhalter in Langenthal dem Verfasser von einem weitern derartigen Funde Mitteilung, der denn auch sogleich geborgen und mit seinen Geschwistern im bernischen Museum vereinigt wurde. Dieses letztere Stück besteht, wie die beiden andern, aus Waschgold, wiegt 7,9 Gramm und hat einen unregelmässig runden Gussrand, der auf einer

Seite eine Bruchstelle aufweist. Die konvexe Vorderseite lässt in schwachem Relief das Bild eines Halbmondes erkennen; die konkave Rückseite zeigt hart am Rand zwei runde Punkte neben den Ansätzen der auf solchen Stücken häufig wiederkehrenden drachenartigen Figur.

Weitere zwei Stücke, die aus der frühern Sammlung in das Münzkabinett des bernischen Museums übergegangen sind mit dem Fundvermerk Melchnau, stammen entschieden nicht von hier, denn erstens weichen sie in der Goldfarbe ganz bedeutend von den nachgewiesenen drei Stücken ab und gehören auch dem Gewicht und Typus nach in die Kategorie der schweren Stücke, und zweitens hat uns Dr. Uhlmann in seinen Mss. Materialien genaue Zeichnungen der beiden frühern Stücke mit chronologischen Notizen hinterlassen, die mit den Aussagen der Finder und Zwischenleute genau übereinstimmen. Es können somit nunmehr drei Stücke als vom Fäilimoos stammend bezeichnet werden. Woher die zwei andern sind, konnte ich noch nicht feststellen.

Über das Alter dieser Münzen fehlen für unser Gebiet noch zuverlässige Anhaltspunkte, doch dürften sie in der zweiten Eisenzeit, nach 400 vor Christo, in Gebrauch gewesen sein. Auffällig ist, dass diese Regenbogenschüsselchen zumeist in Moorgrund gefunden werden; ich erinnere dabei bloss an die nächstliegende Fundstelle im Wauwylermoos. Waren es Opferspenden und jene vertorften Wassergründe Kultstätten? Vielleicht, dass ein guter Zufall, unterstützt durch sachgemässe Untersuchung auch dieses Rätsel löst, eines der vielen, welche die stummen Bestände unserer Antiquarien der Archäologie noch aufgeben!

Register.

	Seite
Aarwangen	364
Alchenstorf	462
Attiswyl	327
Bannwyl	344
Bikingen	464
Bollodingen	466
Burgäschi	302
Bützberg	423
Ersigen	462
Gondiswyl	475
Heimenhausen	436
Hellsau	459
Herzogenbuchsee	437
Hermiswyl	466
Inkwyl	316
Kleindietwyl	472
Koppigen	460
Langenthal	406
Lotzwyl	470
Madiswyl	471
Melchnau	475
Mumenthal	400
Murgenthal	402
Niederbipp	336
Niederönz	453
Oberbipp	335
Oberönz	454
Ochlenberg	469
Roggwyl	403
Rohrbach	473
Seeberg	459
Steinhof	457
Thörigen	468
Thunstetten	469
Walliswyl-Bipp	335
Wangen	326
Wangenried	325
Wiedlisbach	334
Wynau	401
Wynigen	464
Wyssbach	472

Quellen.

Anzeiger für Schweizer. Altertumskunde 1854—1903.

Bonstetten, C. de, Recueil d'Antiquités Suisses, 1855.

idem Carte archéologique du Canton de Berne, 1876.

Fischer-Sigwart, H., Die Pfahlbauten-Insel im Inkwylersee, Zofinger Tagblatt vom 3. und 4. VII. 1892.

Flückiger, J. A., Geschichte Langenthals, 1847.

Gruner, Joh. Rud., Thesaurus topogr.-hist. ditionis Bernensis (1750, Mscr.) (Stadtbibliothek Bern).

Haller von Königsfelden, F. L., Helvetien unter den Römern, 1811 und 1817.

idem Catalogus numismatum veterum, quæ exstans in museo civitatis Bernensis, 1829.

Heierli, J., Mitteilungen aus seinen Materialien (Mscr.).

Heuer, A., Antiquarische Notizen aus der Umgebung von Burgdorf. Programm des Gymnasiums Burgdorf 1877.

Jahn, A., Die Grabhügel von Langenthal und Bannwyl. Band I des Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 1848.

idem Der Kanton Bern, deutschen Teils, antiquarisch-topographisch beschrieben, 1850.

Kasser, H., Gräberfunde im Kanton Bern. Anzeiger für schweizer. Altertumskunde, Band VIII, 1896.

Keiser, J., Antiquarische Notizen aus der Umgegend von Burgdorf. Programm des Gymnasiums Burgdorf 1879.

Keller, Ferd., Notizen über die Römerstrassen in der Schweiz. Anzeiger für schweiz. Geschichte und Altertumskunde, Band I, 1856.

Meiserhans, K., Älteste Geschichte des Kantons Solothurn 1890.

Mumenthaler, J. G., Langenthalersche Altertümer, gesammelt in den Jahren 1820—1828. (Mscr.) (Privatbesitz Langenthal.)

Museum in Bern, Historisches, Verwaltungsberichte 1871—1903.

Parent, Aubert, Collectanea 1800—1810. (Mscr.) (Stadtbibliothek Solothurn.)

Schmid, Friedr. Sam., Recueil d'antiquités trouvées à Avenches etc. 1760 und 1771.

idem Collectanea (Mscr.) (Stadtbibliothek Bern.)

Uhlmann, J., Collectanea (Mscr.) (Historisches Museum Bern.)

Wallier von Wendelstorff, F. K. B., Collectanea. (Mscr.) (Museum Solothurn.)

Wiedmer, J., Materialien (Mscr.).